THEOLOGISCH-PRAKTISCHE

QUARTAL SCHRIFT

Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau

96. Jahr 1948 2. Heft

Die „Theol.-prakt. Quartalschrift" erscheint jährlich viermal im Laufe der Monate Jänner, April, Juli und Oktober.

Redaktion: *Dr. Maximilian Hollnsteiner* und *Dr. Johann Obernhumer*, Linz a. d. Donau, Harrachstr. 7, Priesterseminar (Österreich).

Verlag und Administration: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).

Wir bitten, Manuskripte, Besprechungsstücke und Tauschexemplare sowie alle Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, an die Redaktion, Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen aber an den Verlag (Administration) zu richten.

Bezugsbedingungen auf der vierten Umschlagseite.

Inhaltsverzeichnis

des zweiten Heftes 1948

Seite

I. Abhandlungen

Gedanken über lebendiges Priesterwirken. Von *Prof. Dr. Leopold Prohaska S. M.*, Linz 89

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes. Von *Dr. Hermann Stieglecker*, Stift St. Florian 104

Die Kirche der Leib Christi. Von *Univ.-Prof. Dr. Matthias Premm*, Salzburg 122

II. Pastoralfragen

Der Beichtzettel als Seelsorgebehelf. Von *Franz Vieböck*, Linz a. d. D. 143

Eheschließung ohne kirchliche Zeugnisse. Von *Erzbischöfl. Notar Dr. H. Eisenhofer*, München 147

III. Mitteilungen

Dr. Josef Grosam und Dr. Josef Massarette †. Von *Dr. J. Obernhumer*, Linz a. d. D. 150

IV. **Römische Erlässe und Entscheidungen.** Zusammengestellt von *Dr. Karl Böcklinger*, Linz a. d. D. 151

V. **Aus der Weltkirche.** Von *Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach*, Luxemburg 152

VI. Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften 163

B) Buchbesprechungen 165

C) Neues religiöses Kleinschrifttum 174

D) Zeitschriften 176

96. JAHRGANG 1948 2. HEFT

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

Gedanken über lebendiges Priesterwirken

Von *Prof. Dr. Leopold Prohaska S. M.*, Linz

II. Der Mann als Priester

Gott hat den Mann und nicht die Frau zum Weihepriestertum bestimmt. Dafür scheint jedoch die Adamsnatur wenig gute Voraussetzungen zu bieten. Der Priester trägt als Mann in der erbsündlichen Ordnung die dreifache Verwundung an seinem männlichen Wesen: den Gegensatz von Leib und Geist, von Kindsein und Vatersein, von Erfolg und Mißerfolg. Und doch scheint wiederum gerade deshalb er, der Mann, geeigneter zu sein, das Versöhnungswerk Christi fortzusetzen, als sie, die Frau.

Christus ist zur Welt gekommen, den Himmel mit der Erde zu versöhnen, unüberbrückbare Gegensätze zu vereinen. Nun eignet sich wohl der am besten zur Verwirklichung des göttlichen Versöhnungswerkes, der in sich selber, oft bitter genug, den Gegensatz erlebt im Widerspruch zwischen Geist und Leib. Der ist mehr im Manne als in der Frau, die ganzheitlich veranlagt ist.

Christus ist zur Erde gekommen, damit die Menschen „das Leben haben und es in Überfülle haben" (Joh 10, 10). Nun scheint keiner geeigneter zu sein, wider den äußeren Schein der Unfruchtbarkeit doch im Sein geistlicher Vaterschaft göttliches Leben zu vermitteln, als eben der Mann. Im Glauben an Gott Vater wird er selbst noch aus steinernen Herzen Gott Kinder erwecken.

Christus ist gekommen in die Erfolglosigkeit eines harten Lebensweges mit blutigem Ausgang. Keiner scheint geeigneter, Christi Erlöserwirken auch in diesem Sinne fruchtbar fortzusetzen, als der Mann, der Erfolglosigkeit seines Strebens kreuzigender erlebt als die Frau.

Im Hohenpriestertum Christi wird uns der Sinn unseres eigenen Priestertums klar. Im Priestertum des Christusjüngers Paulus sehen wir das Hohepriestertum Christi im menschlichen Sein verwirklicht. Daraus gewinnen wir Einsichten für die Ver-

wirklichungsweisen unseres Priestertums in treuer Christusjüngerschaft.

Der Hohepriester Jesus Christus

Jesus Christus als ewiger Hoherpriester stieg in die Zeitlichkeit menschlichen Daseins herab, um ein Versöhnungswerk göttlichen Ausmaßes zu vollziehen, indem er als Ringender zwischen gewaltigen Gegensätzen sieghafter Vollender wurde.

Christus als Ringender. Ohne seiner Göttlichkeit einen Eintrag zu tun, lebt in Christus vollblütiges Menschentum. Demzufolge wurde er müde und es hungerte ihn. Die schweren Gegensätze menschlichen Daseins erfuhr er an sich. Vor großen Entscheidungen und bedeutsamen Unternehmungen brachte er eine ganze Nacht im Gebete zu, um sein menschliches Wollen dem göttlichen unterzuordnen, wie ein Kind dem Vater untertänig. Wir finden ihn betend vor der Apostelwahl, vor der Eucharistierede in Kapharnaum und am dringendsten und härtesten in der Nacht vor seinem Kreuzestod. Er braucht für seine Entscheidungen das Licht von oben und für seine Taten die Kraft von oben. Wir sehen aber auch Christus bei der Ausführung seiner Sendung in schweren Gegensätzen ringen. Am Anfang seines Wirkens tritt schon der Versucher an ihn heran, um ihn vom göttlichen Weg abzudrängen: Er soll doch seine messianische Gewalt zu selbstischen Zwecken und nicht zum Aufbau der Gottesherrschaft gebrauchen. Auch die Zeit, in die Christus hineingesendet wird, ist voller Gegensätze: unerträgliche Herrschaft des Heidenvolkes über das Gottesvolk, religiöse Parteikämpfe, falsche Messiaserwartungen auch bei seinen Jüngern und noch bis übers Grab hinaus. Mit Schaudern sehen die Jünger, wie Jesus den Todesweg von Ephraim nach Jerusalem antritt. „Jesus schritt ihnen voran. Darüber waren sie ganz bestürzt, sie folgten ihm nur bangen Herzens" (Mk 10, 32). Mit Recht konnte Karl Adam in seinem Christusbuch schreiben: „Wollte man das Unmögliche versuchen und Jesu geistige Art auf einen letzten Ausdruck bringen, so müßte man wohl diese resolute, zielhafte Männlichkeit nennen, mit der er seine Aufgabe sieht und bejaht und bis zum Äußersten, bis zum Verströmen seines Blutes durchführt." Und dieser Mann des klaren Wollens und der zielsicheren Tat verlangt das gleiche auch von den Seinen. „Wer die Hand an den Pflug legt . . ." (Lk 9, 62). „Wer einen Turm baut . . ." (Lk 14, 28). „Eure Rede sei: Ja, ja — nein, nein!" (Mt 5, 37). Die unentwegte Treue Christi zu der Sendung, mit der ihn der Vater beauftragte, führte zu einem blutigen Untergang. Die Sendung ist eben größer als der Gesandte. Und so war auch die Sendung Christi, der Vollzug des Erlösungs-

werkes größer, als daß er sein Leben schonen durfte. Gerade der Tod in Treue zu seiner Sendung machte ihn zum Vollender des Gotteswerkes.

Christus als Vollender. Menschlicherweise schien das Werk Jesu durch seinen Tod nach Art der schlimmsten Verbrecher seiner Zeit ein für allemal zerstört. Sein Tod war aber nicht der Tod eines Menschen. Gott starb. So erhob sich Gott wieder aus dem Grabe, und Christi Werk wurde zu einem Werk des erstandenen Gottes: ein Reich des Geistes. Der Geist triumphiert über den Leib und alles Leibliche. Somit ist der Gegensatz zwischen Geist und Leib im Versöhnungswerk Christi zu einer tragfähigen Spannungseinheit zusammengeschlossen.

Als Begründer des neuen geistigen Reiches wurde Christus zum Stammvater eines neuen Geschlechtes, der Generation der Gotteskinder. „Denn wie in Adam alle dem Tode verfallen sind, so werden in Christus alle das Leben haben" (1 Kor 15, 22). Wenn es einen irdischen Leib gibt, gibt es auch einen geistigen. Es steht doch geschrieben: „Der erste Mensch, Adam, ward zu einem lebendigen Menschen, der zweite Adam zu einem lebenschaffenden Geist. Zuerst ist nicht das Geistige da, sondern das Irdische, dann erst das Geistige. Der erste Mensch stammt von der Erde, ist irdisch. Der zweite Mensch stammt vom Himmel, ist himmlisch. Wie der Irdische, so auch die Irdischen und wie der Himmlische, so auch die Himmlischen" (1 Kor 15, 45—48).

Das Kreuz herrscht als neues Erfolgsgesetz in dem neuen geistigen Reich der Gotteskinder Jesu. Damit ist die Verurteilung männlichen Wirkens zur Erfolglosigkeit aufgehoben, und Erfolglosigkeit nach äußerem Schein zum Erfolg inneren Seins geworden. Der Schein äußeren Erfolges kann trügen, wenn nicht die seinshafte Verbundenheit mit Christus aufrecht erhalten wird, aber auch der Schein äußerer Erfolglosigkeit kann aus innerer Christusverbundenheit den seinshaft größten Erfolg im Gottesreiche erwirken. Wird unbotmäßiges Besitzergreifen des Mannes an das Kreuz geschlagen, entsteht daraus hundertfältige Frucht.

Der Christusnachfolger Paulus

Der Vollender unseres Glaubens, Christus, zieht besonders mächtig jene Seelen an, die nach innerer Vollendung ihres Lebens streben. Solch einer war Saulus, der zu Paulus wurde. An ihm können wir bewundern, was die Christuswirklichkeit im Leben des Mannes vermag.

Paulus — ein Ringender. Im schärfsten Widerspruch zum jungen Christentum entzündet sich die Feuerseele Sauls zum

erbitterten Kampf, bis ihn vor den Toren von Damaskus der überwand, der ihn als ein noch Mächtigerer zu Boden warf. Der Niedergeschmetterte ließ sich von Christus einfach „ergreifen". Diese Ergriffenheit beherrscht Pauli Wort und Werk. „Cor Pauli — cor Christi!" behauptet St. Johannes Chrysostomus. Paulus wird Verkünder und Nachvollzieher des Versöhnungswerkes Christi. „Hat Gott nicht die Weisheit der Welt als Torheit erwiesen? Weil nämlich die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner göttlichen Weisheit nicht erkannt hat, hat es Gott gefallen, durch eine Botschaft, die als töricht gilt, die zu retten, die daran glauben.

Die Juden fordern Wunderzeichen,
Die Griechen suchen Weisheit.
Wir aber predigen Christus den Gekreuzigten:
Für die Juden ein Ärgernis,
Für die Heiden eine Torheit;
Für die aber, die berufen sind, ob Juden oder Heiden,
Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.
Denn Gottes ‚Torheit' ist weiser als die Menschen, und Gottes ‚Schwachheit' ist stärker als die Menschen" (1 Kor 20—25).

Paulus wird nicht müde, immer wieder das göttliche Versöhnungswerk Christi zwischen Himmel und Erde, zwischen Juden und Heiden zu verkünden: „Ipse enim est pax".

Paulus weiß sich als Nachvollzieher des Versöhnungswerkes Christi durch sein christusähnliches Lebensschicksal. „Wie mir scheint, hat Gott uns Apostel auf den letzten Platz gestellt wie Menschen, die dem Tode geweiht sind. Wir sind ein Schauspiel geworden für die Welt, für die Engel und die Menschen.

Wir sind Toren um Christi willen, ihr seid klug in Christus.
Wir sind schwach, ihr seid stark.
Ihr seid geachtet, wir verachtet.
Man flucht uns, und wir segnen;
Man verfolgt uns, und wir nehmen es geduldig hin.
Man verleumdet uns, und wir spenden Trost.
Wie der Auswurf der Welt sind wir geworden,
Wie der Abschaum aller bis zur Stunde" (1 Kor 4, 9—13).
„Allenthalben sind wir bedrängt, doch nicht erdrückt.
Im Zweifel, aber nicht in Verzweiflung,
Verfolgt, aber nicht im Stiche gelassen,
Niedergeworfen, aber nicht vernichtet.
Allezeit tragen wir Jesu Sterben am Leib herum,
Auf daß auch Jesu Leben an unserem Leibe sich offenbare"
(2 Kor 4, 8—10).

Paulus — ein Vollendeter. Wir würden uns von Pauli innerer Vollendung ein falsches Bild machen, wenn wir ihn als vollständig ausgeglichen hinstellten. Im Gegenteil! Gott ließ in Pauli Wesen Gegensätzliches bestehen, um ihm dadurch einen ständigen Ansporn zu lebendiger Priesterwirksamkeit zu geben. Gott läßt in ihm den Gegensatz zwischen Geist und Leib bestehen. Nachdem Paulus von den hohen Gottesoffenbarungen, die ihn bis in den dritten Himmel entrückten, im 2. Korintherbrief erzählt hat, gesteht er beschämt und jubelnd zugleich ein: „Damit ich mich aber wegen der hohen Offenbarungen nicht überhebe, ward mir ein Stachel für mein Fleisch gegeben, ein Satansbote, der mich mit Fäusten schlägt, damit ich mich nicht überhebe. Deshalb habe ich den Herrn dreimal gebeten, jener möchte von mir ablassen. Doch er sprach zu mir: ‚Meine Gnade genügt dir! Die Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung.' So will ich mich also gern meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft Christi in mir wohne. Deshalb habe ich Wohlgefallen an meinen Schwachheiten, Mißhandlungen, Nöten, Verfolgungen und Bedrängnissen um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark" (2 Kor 12, 7—10). In Paulus bewirkt die Gnade neue geistige Fruchtbarkeit. „Hättet ihr auch tausend Lehrmeister in Christus, so habt ihr doch nicht viel Väter. Ich bin durch die Verkündung des Evangeliums euer Vater in Christus Jesus geworden", schreibt Paulus den Korinthern (I, 4, 15). Selbst mütterliche Gefühle waren dem zu Christi Fruchtbarkeit erhobenen Apostel nicht fremd. Er beschwört seine vielgeliebten Galater: „Meine Kindlein, für die ich nochmals Geburtswehen leide, bis Christus in euch Gestalt angenommen hat" (4, 19). „Obwohl wir als Apostel Christi machtvoll auftreten konnten, waren wir doch in eurer Mitte liebevoll wie eine Mutter, die ihre Kinder hegt", schreibt er den Thessalonichern (I, 2, 7).

In Paulus wirkt das Erfolgsgesetz des Kreuzes: der Erfolg im Mißerfolg. Als Gefangener in Rom jubelt er in alle Welt hinaus: „Verbum Dei non est alligatum" und schreibt vom Einigungswerk Christi im Brief an die Epheser, von Christi Versöhnungswerk an die Kolosser. Während an seinen Händen und Füßen die schweren Ketten schmachvoller Gefangenschaft klirren, kündet er die Freiheit. Aber erst in seinem Blutzeugentod wird Paulus vollendeter Christusnachfolger. Sein Tod wird vielen zum Leben. Sanguis martyrum — semen Christianorum.

Die Christusjüngerschaft des Priesters

Nicht anders als im harten Ringen vollendet sich auch der Priester. Er muß genau so wie der Christusnachfolger Paulus ein Ringender sein, um ein Vollendeter zu werden. Als Ziel des

Kampfes, den er als Miles Christi durchzustehen hat, erscheint ihm, die inneren Gegensätze zu einer dreifachen Spannungseinheit zusammenzuschließen: zur Herrschaft des Geistes über den Leib, zur neuen Vaterschaft und zu erlöster Männlichkeit.

Wenn aber im folgenden nachgewiesen werden soll, daß Maria in diesem Kampfe Anführerin sei, dann geht es nicht darum, etwa den Ernst und die Schwere der aufgebürdeten Kampfesmühen abzuschwächen und einer süßlichen Marienfrömmigkeit ein nur zu billiges Wort zu reden, sondern es wird sich darum handeln, die ganze Tragweite ersichtlich zu machen, die einer wahrhaft männlichen Marien-Hörigkeit im Leben und Wirken des Priesters zukommt. Kampf und Sieg lassen sich am trefflichsten in die Worte zusammenfassen: Miles Christi — Maria duce.

Der Priester — ein Ringender: Miles Christi. Dem Mannestum des Priesters ist es eigen, daß er zur Herrschaft des Geistes über den Leib kommen soll ohne das naturgegebene und in der Ehe sakramental geheiligte remedium concupiscentiae, daß er zu einer Vaterschaft ohne Leibeskinder gelange und daß seine erlöste Männlichkeit ohne leib-seelische Begegnung mit der Frau sich vollende.

Der Priester ist ein Ringender um die *Herrschaft des Geistes.* Pharisäische Überheblichkeit will sich — und manchmal auch andere — über den erbsündlichen Gegensatz von Geist und Leib, wie ihn auch der Priester erfährt, hinwegtäuschen. Der bekehrte Pharisäer Paulus hat jedoch diesen Gegensatz in sich verspürt und nimmt sich ernstlich in Zucht, um nicht selbst zugrunde zu gehen, nachdem er andere durch seine Predigt gerettet hat. Er leidet immer wieder unter der Anfälligkeit seines Leibes, der ob der geschwächten Gesundheit, vielleicht Malaria, nicht mehr dem großen geistigen Werk der Heidenmission so recht gefügig war. Er betet zu Gott, wie nur die Feuerseele eines Paulus beten kann, daß der Stachel aus seinem Fleische genommen werde. Gott aber beläßt ihn in diesem Gegensatz mit dem Worte: „Meine Gnade genügt dir!"

So kann es auch geschehen, daß ein Priester bei bestimmten Gelegenheiten und in bestimmten Lebensabschnitten schwer unter dem Erbe Adams, unter dem Gegensatz von Geist und Leib unsäglich viel und schwer zu leiden hat. Und Gott will diesen Gegensatz in ihm durchaus nicht aufheben, sondern zu einer kraftvollen Spannungseinheit werden lassen, zu einem ständigen Ansporn zum Gebet und zur Fruchtbarkeit seines Wirkens. Gebet bedeutet immer Vergeistigung, Umgang mit Gott, dem reinsten Geist. Vom Gebet, von Gott kommend, wird er Herr über jede innere Rebellion.

Er wird aber auch seinen Geist in straffe Zucht nehmen, wie es seine umsichtige und weise Planung ermöglicht. Diese Planung umfaßt sowohl sein eigenes Streben in der Selbstvervollkommnung als auch die Ziele in der Seelenführung einzelner oder der Pfarrgemeinde.

Eine feste Tagesordnung verhilft stark zu solch innerer Zucht des Geistes. Darin müssen Brevier und Betrachtung, Schriftlesung und Rosenkranz ihre festgelegten Stunden am Morgen und Abend haben, während die übrige Zeit dem Studium und den pastoralen Verpflichtungen gewidmet ist. Aber auch für genügende Ablenkung und Erholung muß vorgesorgt sein. Eine Lieblingsbeschäftigung, wie etwa ein profanes Studium, Musik oder Imkerei und Gartenarbeit, hat nicht geringe Bedeutung. Im Wochenplan ist die Gebetsstunde vor dem Allerheiligsten aufgenommen. Der Monatsplan sieht einen Besinnungstag mit Beichte und der Jahresplan womöglich Exerzitien vor. „Es wäre ein schwerer und gefährlicher Irrtum", mahnt Pius XI. in seinem Rundschreiben „Ad catholici sacerdotii" vom 20. Dezember 1935, „wenn ein Priester aus falschem Eifer die eigene Heiligung vernachlässigte, um in äußeren Arbeiten seines Priesterberufes, so wertvoll sie auch sind, ganz unterzugehen. Denn dadurch brächte er nicht bloß sein eigenes ewiges Heil in Gefahr, wie der große Völkerapostel von sich selbst sagt: ‚Ich züchtige meinen Leib und mache ihn mir dienstbar, damit ich nicht etwa verlorengehe, nachdem ich anderen gepredigt habe' (1 Kor 9, 27); nein, er setzt sich auch der Gefahr aus, wenn nicht Gottes Gnade selbst, dann sicher jene Salbung des Hl. Geistes zu verlieren, die dem äußeren Apostolat eine wunderbare Kraft und Wirksamkeit verleiht."

Der Priester ist ein Ringender um *geistliche Vaterschaft*. Der Priester darf sich infolge seiner Berufung noch mehr mit Gott verbunden fühlen wie sonst der Mann und die Ursprünglichkeit Adams unmittelbar aus Gott stärker nachempfinden. So ist er vor allem Kind des Vaters, der ihn mit bestimmten Talenten ausgestattet hat und auf einen bestimmten Posten zur Erfüllung einer bestimmten Aufgabe in einer bestimmten Zeit entsendet. Das wurde einmal „Theologie der Atmosphäre" genannt (DDr. Diego Götz O. P.). In dieser Kindschaft liegt sichere Geborgenheit mitten in einer feindseligen Welt, in die der Vater nun einmal zum Heilswirken entsendet.

Als Mittler steht der Priester zwischen Gott und der Welt. Was er zu vermitteln hat, ist das neue Leben. Das bringt ihm die Würde geistlicher Vaterschaft. Er darf sich als Träger des Gottschenkens wissen, denn er empfängt von Gott und gibt Gott weiter in der zeugenden Kraft des Hl. Geistes. Priesterliche

Vaterschaft ist Zeugung zum ewigen Leben. „Nicht weniger bin ich euch, die ich im heiligen Evangelium erzeugt habe, in Liebe zugetan, als wenn ich euch aus der Ehe bekommen hätte. Nicht heftiger drängt die Natur als die Gnade zum Lieben" (Ambrosius, Über die Pflichten). Das Kindsein zu Gott Vater beseelt des Priesters Unterordnung unter die göttliche Leitung in der Kirche. Von ihr mit einer bestimmten Aufgabe betraut, zweifelt er keineswegs an dem Erfolg seiner Sendung, wenn dieser auch nicht sogleich offensichtlich zu Tage tritt.

Der Priester ist ein Ringender um *erlöste Männlichkeit*. Eine doppelte Aufgabe hat er zu erfüllen: sich zu bewahren vor der Sünde Adams, dem unbotmäßigen Besitzergreifen, und sich zu bewähren unter der schweren Belastung offensichtlicher Erfolglosigkeit seiner Bemühungen.

Erlöste Männlichkeit bewahrt den Priester davor, unter Einsatz wenig lauterer Mittel nach Erfolg zu streben, geistige oder materielle Güter zu gewinnen. Er wird zwar seine Ehre vor jeder Befleckung schützen und doch nicht anmaßend nach Ehre und Ansehen greifen. Er wird zwar auf die Suche nach Seelen gehen, um sie Christo zu gewinnen, und doch nach dem Grundsatz handeln: „Wer sich rühmt, rühme sich des Herrn. Denn nicht der ist empfohlen, der sich selbst empfiehlt, sondern der, den der Herr empfiehlt" (2 Kor 10, 17 f.). Er wird auch warten können, bis die Seelen zu ihm finden und sich freimütig öffnen, ohne eigenwillig und eigenmächtig in die scheuesten Gebiete seelischer Not einzudringen. Nichts hat vielleicht dem Reiche Gottes so sehr geschadet wie unbezähmter Eroberungsdrang, der zur traurigen Erscheinung der berüchtigten invidia clericorum führt. Lange Spalten in der Kirchengeschichte berichten davon, und selbst die Missionsgeschichte weiß von bedauerlichen Rückschlägen zu erzählen. Zeigen wir jedoch nicht mit dem Finger in vergangene Jahrhunderte und in ferne Länder, sondern zeigen wir in unsere Gegenwart, in unser Land und in unser Dekanat. Spielt diese leidige Invidia nicht hinein bei der Besetzung kirchlicher Ämter und Pfarren, bei der Beurteilung des priesterlichen Wirkens eines Mitbruders?

Noch mehr nimmt man dem Priester die Sucht nach materiellen Gütern übel. Habsucht verzeiht man ihm am wenigsten. Sie verzerrt das Bild Christi, das der Priester darstellen soll, zu hassenswerter Unkenntlichkeit.

Die zweite Aufgabe erlöster Männlichkeit besteht darin, unter der schweren Belastung offensichtlicher Erfolglosigkeit standzuhalten. Bei einem so geistigen Werk, wie es das priesterliche Tun ist, wird selten ein Erfolg eindeutig festzustellen sein. Und die Dankbarkeit ist wohl die seltenste Blume, die Menschenherzen

erfreut. Unter zehn Aussätzigen ist nur ein dankbarer. Darum kann der Priester leicht matt und müde werden. Unsere materiell ausgerichtete Gegenwart hat am wenigsten Verständnis für priesterliches Wirken. Das kann auf die Dauer sehr entmutigen. Denen allen ruft ein Bischof unserer Tage zu: „Edel ist, wer nicht müde wird!" (Dr. Paul Rusch).

Erlöste Männlichkeit feiert jedoch die höchsten Triumphe im Priesterherzen, wenn der äußere Mißerfolg als sicherstes Zeichen des inneren Erfolges in der Gnadenordnung erfaßt und erlebt wird. Bei leidlosem Beginn eines neuen seelsorglichen Unternehmens klagte ein Priester: „Welch ein Kreuz — kein Kreuz!" Dem ist wahrhaft das Mysterium crucis lebensnahe aufgeleuchtet.

Der Priester — ein Vollendeter: Maria duce. Zielgestalt priesterlicher Vollendung ist und bleibt Christus, denn vom Priester muß gelten: sacerdos alter Christus. Das Mittel jedoch, um zu möglichst großer Christusförmigkeit zu gelangen, ist und bleibt Maria, die Vermittlerin aller Gnaden. Im Leben des Priesters hat Maria mehr als eine gewöhnliche Bedeutung wie sonst bei einem Christen. Sie ist ihm in aller Wahrheit Jungfrau und Mutter. Der einsame Priester trägt als Mann in sich die Sehnsucht nach Aussprache, wie einst schon Adam. Da er jedoch auf die seelische Gefährtenschaft der Frau um Christi willen verzichtet hat, wird ihm dafür nicht in der Gnadenordnung die seelische Gefährtenschaft mit Maria geschenkt? Sie ist aber nicht physischer, sondern psychischer Natur. Die Gegenwart Gottes ist physischer und die Mariens moralischer Art. Gott ist auf dreierlei Weise in allem, wie St. Thomas (S. theol. I, q. 8, a. 3) erklärt: durch seine Allmacht, der alles unterworfen ist, durch seine Gegenwart, sofern ihm alles nackt und bloß vor Augen liegt, durch seine Wesenheit, sofern er alles im Sein erhält. So ist Maria freilich nicht gegenwärtig, sondern allein durch ihre seelische Einflußnahme, wie eine Mutter aus der Ferne Entscheidungen ihres Kindes beeinflußt.

Kardinal Piffl hatte auf seinem Schreibtisch das Bild seiner frühverstorbenen Mutter, die er selbst kaum kannte und die nur so, wie von ihr erzählt wurde, in seiner Erinnerung lebte. Vor schweren Entscheidungen hielt der Kirchenfürst Zwiesprache mit seiner Mutter, die doch eine einfache Frau war. Solche Einflußnahme für die persönlichen Entscheidungen, aber auch für Freud und Leid im Priesterwirken dürfen wir auch Maria einräumen. Würde solch innige seelische Gefährtenschaft Mariens den Priester in seinem Wirken begleiten, wäre manch heilloser Einfluß besonders von Frauen, etwa der Haushälterin oder der Helferin, von vornherein ausgeschaltet.

Wie führt Maria den Kampf des Priesters um die Herrschaft des Geistes, um die neue Vaterschaft und um erlöste Männlichkeit an? Die experimentelle Willenspsychologie hat den Beweis erbracht, daß mit der zunehmenden Kraft der Motive der Wille an Stärke gewinnt. Es genügt also nicht, daß ich mit einem Blick auf die Zielgestalt, etwa auf Christus, Paulus, Josef oder ein persönliches Ideal, weiß, *was* ich tun soll, sondern ich muß auch wissen, *warum* ich es tun soll. Der stärkste Beweggrund ist erfahrungsgemäß aber die Liebe.

Ein ganz mächtiger Beweggrund, wenn auch nicht der mächtigste, der allein die Liebe zum gekreuzigten Herrn bleibt, ist doch die Liebe zu Maria, der Mutter des Herrn. Sie ist nichts anderes als eine lebendige Beziehung von Herz zu Herz; aber nicht nur von der Art der Liebe eines Kindes zur Mutter, sondern von der zunehmenden Kraft und Dauer der großen Lebensliebe Erwachsener, wie es uns im Leben der Heiligen klar wird. Ein seliger Hermann empfängt von Maria den Namen Josef zur dauernden Erinnerung daran, daß sie ihm ganz nahe sein will. Der hl. Johannes Eudes vermählt sich mit Maria. Bis in unsere Tage reicht solch seltene Marienmystik, wenn wir aus dem Leben Vinzenz Palottis (gest. 22. Jänner 1850) erfahren, daß auch er in einem bräutlichen Bündnis mit Maria stand. Solche Beispiele geben Mut, die priesterliche Lebensliebe auf Maria hin zu wagen, um in Herzenseinheit mit ihr, die völlig herzenseins mit dem Herzen ihres göttlichen Sohnes ist, zur stärksten Liebe, zur Christusliebe, zu kommen. Die reinste Jungfrau wird so der Genius des Kampfes: Maria duce. Ein Blick in ihr Unbeflecktes Herz wird dem Priester nicht nur die Widrigkeit der Sünde zu unerträglichem Ekel machen, sondern mit Sicherheit erraten lassen, wie er sieghaft bestehen könnte.

Des Priesters Kampf um die Herrschaft des Geistes unter der Führung Mariens. Der Heilige Vater Pius XII. hat als oberster Hirte und als Priester der Priester die Welt an das Unbefleckte Herz Mariens geweiht. Damit hat er erkannt, daß Gott ein neues großes Heilswollen kundtun ließ. Mit der päpstlich inaugurierten Herzverehrung erfährt unsere bisherige Marienverehrung Vertiefung und Verinnerlichung. Bisher standen wir voll Bewunderung vor den Gnadenvorzügen und der unfaßbaren Größe der Gottesmutter. Vielleicht hat uns sogar die unerhörte Bevorzugung und unerreichbare Erhabenheit der Gottbegnadeten etwas scheu gemacht und eine warme Annäherung behindert. Nun aber darf das Herz sprechen und sich offenbaren: das Herz der Mutter und das Herz des Kindes. Dieses Beziehungsverhältnis ist voller Lebendigkeit, weil nun einmal das Herz Lebensquelle ist. Solange ein Herz schlägt, lebt Leben. Ein solch lebendiges Bezie-

hungsverhältnis geht von Mitte zu Mitte, läßt voneinander wissen, begeistert sich füreinander, ist eben die große Herzkraft der Liebe. Eine doppelte Wirkung können wir der Herzkraft echter Marienliebe zuschreiben: sie entreißt der Einsamkeit und entzieht einer verderblichen Gemeinsamkeit.

Es können auch einmal über einen Priester Zeiten kommen, wo die Einsamkeit seines Lebensweges schwer drückend auf ihm lastet. Er ist eben auch nur ein Mensch. So weit kann das gehen, daß er selbst den Triebforderungen seines Leibes verfällt. Diese Verfehlungen bringen durchaus nicht die erhoffte Befriedigung, sondern verstoßen in noch größere Einsamkeit und lassen ihn in einen fast unentrinnbaren circulus vitiosus geraten. Diesem furchtbaren Versinken in die Tiefe des kreisenden Strudels entreißt am sichersten und gütigsten die liebesmächtige Gestalt der erhabenen Frau. Die geistige Kraft der Liebe hat die Mächtigkeit, den Ringenden den leiblichen Gewalten zu entheben. Sollte die Herzkraft echter Marienminne schwächer sein als jene, die einen Soldaten bei dem Gedanken an sein Liebstes in der Heimat auch in einer verführerischen Stunde Herr über den Leib werden ließ? Echte Liebe ist doch Geist, Geist vom Heiligen Geist. So ist denn die Liebe imstande zu vergeistigen.

Es kann auch einmal über einen Priester eine Zeit kommen, wo unbestimmtes, starkes Sehnen durch seine Seele zieht, wie einst beim ersten Menschen. Er spürt Öde und Leere in seinem Herzen gähnen. So treibt es ihn auf die Suche nach seelischer Gefährtenschaft. Die Sehnsucht haftet bald an diesem, bald an jenem Menschen und erhofft sich Bereicherung und Ergänzung. Sie merkt dabei aber nicht, daß sie in der Verfallenheit an ein irdisches Wesen den Todeskeim ihrer Erfüllung in sich aufgenommen hat: in letzter Tiefe und ewiger Dauer kann eben nichts Irdisches das Menschenherz erfüllen.

Es kann auch einmal ein Priester der Anziehungskraft eines liebenden Wesens so weit verfallen, daß dessen Hingabebereitschaft bis zum Genuß der verbotenen Lust führt. Aus solcher Verstrickung kann nur wiederum eine Frau retten — Maria. Einem tiefgründigen Verehrer ihres Unbefleckten Herzens erschließt sich die überwältigende Anziehungskraft ihres Wesens und findet zu guter Letzt, daß die Hingabekraft dieses Herzens allein dem göttlichen Herzen gilt. So machtvoll tritt ihr himmlisches Walten in Erscheinung, daß sie ihn der irdischen Verstrickung entzieht und selbstlos an das Herz Gottes geleitet. Maria stellt nämlich Geschöpflichkeit und damit die Rückbezogenheit auf den Schöpfer in vollster Lauterkeit und Reinheit dar. Zu wunderbarem Gnadensein aus Gott hervorgegangen, weist sie immer wieder auf ihn zurück im Gegensatz zur sündigen

Frau, die die Herzkraft des Mannes auf sich lenkt, fesselt und aufsaugt und damit den Weg zu Gott verrammt. Der geheimnisvollen, gnadenhaften Gegenwart Mariens darf und kann es der Priester zuschreiben, wenn er einer drückenden Einsamkeit entrissen und einer verderblichen Gemeinsamkeit entzogen wird.

Nun stellt sich aber die Frage: Wie ist es nur möglich, daß sich Mariens Gegenwart mitten in den heftigsten Stürmen und inmitten der verfänglichen Verlockung einer irdisch fesselnden Liebe so wirksam erweisen kann? Damit diese Heilswirkung von Mariens Gegenwart in entscheidender Stunde erfahrbar wird, muß schon vorher etwas geschehen: ein bewußtes Üben der Vergegenwärtigung Mariens, wie es das Rosenkranzbeten ermöglicht.

Vertieftes Rosenkranzbeten ist nichts anderes als ständiges Formen unserer seelischen Haltung unter dem mütterlichen Einfluß Mariens. Wie ich den Gruß spreche, der doch nur einer gegenwärtigen Person gelten kann, befinde ich mich auch schon im Wirkkreis der Gnadenmittlerin. Ich sehe sie in innigster Verbindung mit Jesus in allen entscheidenden Augenblicken der Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. Und wie sie für das Zustandekommen der Gnade ihren persönlichen Anteil leistete, ist ihr auch die Vermittlung der damals erworbenen Gnade an die Menschen gegeben, die sie daran erinnern. Dieses Erinnern geschieht immer wieder beim Rosenkranzbeten. Der entscheidende Ernst liegt eben im Wörtchen „jetzt" des Ave Maria. Der Beter ist in diesem Augenblick nicht nur unter das Gericht des erwähnten Rosenkranzgeheimnisses gestellt, das rein menschliche Auffassungsweisen im Lichte göttlicher Weisheit verurteilt, sondern erfährt auch im gleichen Augenblick die Gnadenkraft zur Verwirklichung göttlicher Geheimnisse im eigenen Leben. So wäre Rosenkranzbeten als besonderes Üben der Vergegenwärtigung Mariens aufzufassen und zu verwirklichen.

Gericht und Kraft sind uns die freudenreichen Geheimnisse des Rosenkranzes im Ringen um die Herrschaft des Geistes über den Leib. Gericht sind sie uns, weil sie läutern von einer Auffassungsweise, die die Lebensvorgänge unter den schweren Schlagschatten des Sündhaften stellen. Gottes Geist feierte seine höchsten Triumphe, als er den Schoß der Jungfrau zur Mutterschaft am göttlichen Sohne weckte. Gottes Geist heiligt auch heute noch das Geheimnis der Lebensweckung in sakramentaler Ehe und befähigt uns zu reinem Denken und Handeln. Kraft sind uns die freudenreichen Geheimnisse, weil sie den Menschen zu geistbeherrschter Leiblichkeit aufsteigen lassen, denn „bei Gott ist kein Ding unmöglich". Die Lebenswirklichkeiten werden nach und nach mit immer hellerem Licht in der Gotteswirklichkeit

erscheinen und tiefe Ehrfurcht ins Herz senken. Damit wäre jene unangebrachte Scheu überwunden, die für das Künden des christlichen Lebensgeheimnisses auch manchmal dem Priester hinderlich ist. Solches Rosenkranzbeten stellt Maria mitten in das umstrittene Leben hinein und wappnet uns Geist und Herz zu tapferem Ringen und Bestehen in der Lebensnot von heute.

Des Priesters Kampf um die neue Vaterschaft unter der Führung Mariens. Die neue Vaterschaft in Christus, die dem Priester zugedacht ist, hat ihre geheimen Lebensquellen im Leiden. Tod der leiblichen Vaterschaft zeugt Leben gnadenhafter Vaterschaft. Nur ist es sehr schwer, in der Entscheidungsstunde zwischen blutwarmem Leben voller Anziehungskraft und der sinnenhaft unfaßbaren Wirklichkeit geistlicher Vaterschaft das unmittelbare Erleben hintanzusetzen und nach dem Höheren im Unsichtbaren zu greifen. Es muß wiederum ein starkes Motiv unmittelbar wirksam werden, das wie ein großes Gewicht in die noch schwankenden Schalen fällt. Dieses Motiv ist das Bild von Mariens schmerzhafter Mutterschaft unter dem Kreuze. Wie Maria nur unter solchem Weh zur Mutter aller Lebendigen werden konnte, so steht auch des Priesters Vaterschaft an den Seelen im Geheimnis des Kreuzes.

Die Verkündigung des Wortes Gottes und besonders die Seelenbildung im Bußsakrament bringt die hohe Würde geistlicher Vaterschaft. Wie oft steht aber nicht die Vorbereitung auf die Predigt und das Beichthören unter dem Kreuz! Ganz nahe bei diesem Kreuz steht aber auch die Schmerzensmutter und hilft. Ihre Gegenwart wird um so nachhaltiger empfunden, je näher wir ihrem durchbohrten Herzen durch das Beten der schmerzreichen Rosenkranzgeheimnisse gekommen sind. Gerade die schmerzreichen Rosenkranzgeheimnisse sind uns Gericht und Kraft im Ringen um die neue Vaterschaft. Gericht sind sie uns, weil sie keine Unklarheit und Unentschiedenheit in uns bestehen lassen. Das Geheimnis der Todesangst Jesu läßt kein Liebäugeln mit der Sünde und der Gefahr zur Sünde zu. Das Geheimnis der Geißelung verurteilt jede Weichlichkeit und Nachgiebigkeit für den Leib. Das Geheimnis der Dornenkrönung demütigt jede menschliche Überheblichkeit im Sinnen und Trachten. Das Geheimnis der Kreuztragung läßt nicht müde werden, das auferlegte Kreuz bis auf Kalvaria hinauf zu tragen. Das Geheimnis der Kreuzigung offenbart den erschütternden Ernst der Erlösungswirklichkeit.

Kraft sind uns die schmerzensreichen Geheimnisse, weil bei ihrem Beten die Kraftquellen des Erlösungsleidens Christi sich uns eröffnen. Sie geben Kraft in seelischen Leiden der Verkennung, der Mißachtung und Verurteilung. Sie geben Kraft

für lange andauerndes Leiden, ob am Leib oder an der Seele. Sie geben Kraft zur eigenen Kreuzigung in Abtötung und Selbstverleugnung, um sich entschieden zum Grundgesetz des Herrn zu bekennen: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht" (Joh 12, 24).

Maria lehrt uns, jenes „Stirb und Werde", das Grundprinzip der Aszese, so im Leben zu verwirklichen, daß die priesterliche Aszese in die richtige Mitte gerückt wird. Seine Aszese darf ihn nicht in Weltflucht jagen, noch solche Mängel aufweisen, die ihn nur auf den Stand eines mittelmäßigen Christen bringen. Mittelmäßigkeit wäre in gegenwärtiger Stunde einfach unverständlich, wie Papst Pius XI. sagt: „Ich danke Gott alle Tage, daß er mich in den augenblicklichen Umständen leben ließ. Diese so tiefe und allgemeine Krise ist einzig in der Geschichte der Welt. Man muß stolz sein, in diesem grandiosen Drama Zeuge und in gewisser Hinsicht auch Spieler zu sein. Gut und Böse ringen in einem gigantischen Zweikampf miteinander. Niemand hat das Recht, in solcher Stunde mittelmäßig zu sein. Und ich bin sicher, daß aus dieser gewaltigen Umwälzung unsere Kirche noch schöner und den Zeitbedürfnissen noch mehr angepaßt hervorgehen wird."

Des Priesters Kampf um erlöste Männlichkeit unter der Führung Mariens. Ein Blick in Mariens Leben und Schicksal läßt Wert und Unwert geistiger und materieller Güter nach göttlicher Rangordnung erkennen. Der Besitzwille des Mannes richtet sich nun auf diese Güter. Wo es um eine Entscheidung dieses Besitzwillens beim Priester geht, hat nun wieder Maria entsprechenden Einfluß zu erhalten. In welch merkwürdigem Gegensatz stand in ihrem Leben Ansehen vor den Menschen und Ansehen vor Gott: „Du hast herabgesehen auf die Niedrigkeit deiner Magd."

So ist auch im Priesterleben das Angesehen-werden von Gott entscheidender als das Ansehen vor Menschen. Weil aber die Liebe das stärkste Motiv in einer Entscheidungsfrage ausmacht, wird die Liebe zu Maria nach dem Richtigen greifen lassen. Mariens Lebensverhältnisse gestalteten sich unter den harten Forderungen der Armut. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Priester auch die harten Forderungen der gegenwärtigen Zeit richtig einzuschätzen wissen. Sie können ihn innerlich nur bereichern. So entdeckt denn ein Blick in das Unbefleckte Herz unverwüstliche, ewige Schätze, die nicht nur um den Preis äußerlicher Armut, sondern auch äußerlichen Ansehens erworben worden sind. Weil das priesterliche Wirken ein rein geistiges ist, ein Wirken im geistigen Reich Christi, wird es von den beiden geistigen Grundkräften getragen, von Glaube und Liebe.

Die Glaubensgnade erfaßt Verstand und Willen des Menschen, um den entscheidenden Schritt aus dem Bereich der Natur in die Wirklichkeit der Gnade zu tun. Königin in diesem Reiche ist die Liebe, die alles vermag. Wie schwer ist es aber für den Priester, nicht nur sich immer wieder in dieses geistige Reich gläubig zu erheben und liebend tätig zu sein, sondern dieses Reich mitten in eine Welt des stumpfsten Materialismus hineinzupflanzen, hineinzuverwirklichen. Wie schwer ist es für den Priester, die jenseitige Welt des Glaubens und der Liebe im Diesseitigen wirksam werden zu lassen. Er muß ja glauben entgegen dem äußeren Anschein; er muß hoffen gegen jede Hoffnung; er muß lieben ohne jeden äußeren Anreiz. Ein Blick in Mariens Herz erschließt uns Glaube und Liebe als die größte Lebensmacht. Maria hat geglaubt an das Reich ihres Sohnes, wo noch keine solchen Anzeichen seines Daseins und seiner Wirksamkeit die Menschen überzeugen konnten, wie wir sie nach der Auferstehung Christi und Herabkunft seines Geistes am Pfingstfeste und in der Kirchengeschichte haben. Maria hat dieses Reich ihres Sohnes bis zu solchem Übermaß geliebt, daß sie in das Lebensopfer ihres Sohnes zur Gründung dieses Reiches herzenseins mit ihm sich mithineinopferte. „Sag mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Wer sich ständig in der Gegenwart Mariens aufhält, wird ihren Geist des Glaubens und der Liebe auf sich einwirken spüren. Schulung in diesem Geiste bedeutet das Beten der glorreichen Rosenkranzgeheimnisse. Gericht und Kraft sind uns die glorreichen Rosenkranzgeheimnisse im Ringen um erlöste Männlichkeit.

Gericht sind sie uns, wenn wir unseren Lebensweg, der immer wieder zu den irdischen Gütern menschlicher Hochachtung und menschlicher Daseinsbequemlichkeit abirren will, unter das Leuchten des Auferstehungsmorgens und der Endherrlichkeit Christi und Mariens stellen. Wie nichtig erscheint in diesem Licht alle irdische Größe, aller zeitliche Genuß!

Kraft sind uns die glorreichen Geheimnisse, weil sie uns Jenseits ins Diesseits herübertragen und das Diesseitige mit dem Jenseitigen durchdringen. Wir werden in steter Übung solchen Rosenkranzbetens langsam dazukommen, nicht mehr in scharfsinniger Weise Natur und Übernatur auseinanderzuhalten, sondern in den gegebenen Wirklichkeiten des Alltags Übernatur in der Natur verwirklichen. Wir werden das Jenseitige nicht mit einem Augenaufschlag nach oben erst mühsam zu suchen brauchen, sondern erfassen lernen, wie es sich in jeder unserer Handlungen, in jedem Ereignis, in jedem Gewinn und Verlust anmeldet und durchbrechen will. Darin liegt ein echt Priesterliches, das ja immer wieder die Verbindung zwischen Gott und Mensch, Gött-

lichem und Menschlichem, Himmlischem und Irdischem zu bewerkstelligen hat.

Unter der Losung: Maria duce, formt sich der Priester zur Persönlichkeit. Das tiefer geführte Rosenkranzbeten ist ihm die entsprechende Schulung. Er übt sich bewußt, ernst und nachhaltig in der Vergegenwärtigung Mariens, wie er sie jeden Augenblick in seinem priesterlichen Tun wünscht. Maria, ihr Unbeflecktes Herz, läßt ihn nicht in seiner Begeisterung für Christi Reich erlahmen. Als Ringender schaut der Priester zu seinen Vorbildern auf, zur hohen Gestalt des ewigen Hohenpriesters, zum kreuzverhafteten Völkerapostel Paulus, zu Josef, den durch Maria zur Vollendung Geführten. Er ist und bleibt der Kämpfer und Soldat Christi: Miles Christi. In diesem harten Ringen und schweren Kämpfen darf er die wirksamste Hilfe von Maria erwarten: Maria duce. (Fortsetzung folgt.)

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes

Von *Dr. Hermann Stieglecker,* Stift St. Florian

II. Das Jenseitsbild

Vorbemerkung

Die biblischen Texte, welche uns in die Jenseitsvorstellungen der Israeliten Einblick gewähren, verlangen besonders geschärfte Aufmerksamkeit und feinstes Empfinden für die Verschiedenheit der Gedankengänge von damals und heute. Nur zu leicht trägt man europäische, christliche Gedanken in die Texte hinein, besonders in diese Texte, oder deutet sie so, wie es uns unsere christliche Denkgewohnheit nahelegt; nur zu leicht übermalt man einzelne Wörter oder Worte des Urtextes mit christlichen Farben, wie das z. B. dem Wort Sheol widerfahren ist.

Man muß sich allen Ernstes darauf besinnen, daß der hebräische Ursinn eines Wortes und dessen deutsche Übersetzung kaum je eine vollwertige Gleichung bilden, schon deshalb, weil hinter dem hebräischen Wort die Gedankenwelt der hebräisch-semitischen Kultur steht, hinter der Übersetzung aber unsere Welt. „Bauer" heißt z. B. russisch „Muzhik"; das ist der Bauer zur Zeit der Zaren. Aber welch ein Unterschied ist zwischen dem Bauern bei uns und dem Muzhik in Rußland mitsamt den Gedanken und Vorstellungen, die sich um das deutsche und russische Wort gruppieren, schon deshalb, weil das russische Wort Muzhik eigentlich Männchen, Männlein, Manderl bedeutet, also in der Seele des aufmerksamen Hörers oder Sprechers ganz andere

Gedankenaneinanderreihungen erzeugt als das deutsche Bauer, das den Angehörigen dieses Standes als den Bauenden zeichnet, jenen wichtigen Mann im Staat, dem das Volk das tägliche Brot dankt; gar nicht zu reden davon, daß der Hintergrund des „Muzhik" die russische Welt der Zarenzeit ist, der unseres Ausdrucks „Bauer" unsere Welt, und daß ohne genaue Einsicht in diesen Hintergrund hier und dort eine richtige Vorstellung von dem, was Muzhik, was Bauer besagt, unmöglich ist.

Sehr wird man sich auch in acht nehmen müssen, einer biblischen Stelle einen Sinn zuzuschreiben, der uns als Europäern, als Neuzeitmenschen, als Christen, als Katholiken als der ungezwungenste und selbstverständlichste erscheint, der aber in Wahrheit in der alttestamentlichen Welt zu jener Zeit einfach unmöglich ist. Man müßte lieber auf eine endgültige Deutung einer solchen Bibelstelle verzichten, als ihr einen solchen Sinn unterzulegen. Diese Klippen und Gefahren sind wohl bei allen biblischen Texten sehr im Auge zu behalten, sie haben sich aber namentlich in solchen, die von Jenseits und Vergeltung reden, besonders verhängnisvoll bemerkbar gemacht.

1. *Der Jenseitsglaube der Israeliten*

Das Jenseitsbild der Israeliten ist, wie aus der folgenden Darstellung ersichtlich wird, uraltes Gut der sumerisch-semitischen Kultur. Es gibt ein Leben nach dem Tod! Das vermeldet die Bibel sehr bald, aber für den Anfang auch nicht viel mehr. Zunächst begegnet uns im alttestamentlichen Schrifttum wiederholt eine Redensart, die den Glauben der Israeliten an ein jenseitiges Leben erkennen läßt. Wenn jemand stirbt, heißt es nämlich oft: *„Er starb und wurde zu seinen Vätern (oder zu seinem Volk) versammelt."* So wird der Tod der ersten drei Patriarchen berichtet, z. B. in Gn 25,8: „Und es starb Abraham in gesegnetem Alter, hochbetagt und lebenssatt und ward zu seinem Volke versammelt." Diese Ausdrucksweise läßt schließen, daß nach dem Glauben der Israeliten die Toten im Jenseits mit ihren verstorbenen Vorfahren zusammenkommen und mit ihnen dort weiterleben.

Man könnte allerdings einwenden: Diese Redensart hat auf das Jenseitsleben gar keinen Bezug, sie will nur besagen, daß der Leichnam in die Grabstätte der Vorfahren aufgenommen, also im Grab zu den übrigen Toten der Familie versammelt wird. Allein, wenn man diese Stellen genauer untersucht, stellt sich heraus, daß diese Auffassung der erwähnten Redensart in verschiedenen Fällen untunlich ist. So ist z. B. Abraham in Hebron begraben, sein Vater in Haran, seine Vorfahren in Babylonien. Demnach kann ich den Ausruck „zu den Vätern versam-

melt werden" nicht verstehen als: in der Grabstätte der Vorfahren beigesetzt werden. Auch von anderen Personen wird gesagt, daß sie „zu den Vätern versammelt wurden", aber ebenfalls nicht im Grabe dieser Väter ihre letzte Ruhestätte fanden.

Es ließe sich aber auch folgendes denken: Ursprünglich hat man die Redensart: „zu den Vätern versammelt werden" nur gebraucht, wenn man feststellen wollte, daß der Tote im Grab seiner Vorfahren beigesetzt wurde; später aber wurde diese Wendung für Sterben, Begrabenwerden überhaupt verwendet. Es gibt ja in allen Sprachen ungezählte Redensarten, die aus früheren Verhältnissen herausgewachsen und nur diesen angepaßt sind, den heutigen nicht mehr entsprechen, aber trotzdem beibehalten werden. So sagt man heute noch „Feder", obwohl wir mit der „Feder", dem Gänsekiel, längst nicht mehr schreiben. Und wir loben einen Schriftsteller wegen seiner guten Feder oder seines gewandten Stils, obgleich Feder und stilus, der eiserne Griffel, mit dem die Römer ihre Buchstaben auf der Wachstafel eingruben, längst der Vergangenheit angehören. Es wäre unrichtig, aus der im 20. Jahrhundert gebrauchten Redensart: „er hat einen gewandten Stil" zu schließen, daß man sich im 20. Jahrhundert noch des stilus und der Wachstafel bedient habe. So konnte auch die Wendung: „er wurde zu den Vätern versammelt" (in der Vätergruft beigesetzt) auch zu einer Zeit gebraucht werden, da die Beisetzung in der Familiengruft längst nicht mehr möglich war. Und so müßte demnach „er wurde zu den Vätern versammelt" nicht unbedingt den Eintritt ins Jenseits bedeuten.

Allein die Stelle Gn 49,29, hilft über alle Bedenken hinweg. Es heißt hier: „Ich werde zu meinem Volke versammelt: begrabt mich bei meinen Vätern in der Höhle, welche auf dem Grundstück des Hethiters Ephron liegt." So befiehlt Jakob seinen Söhnen. Aus dieser Stelle geht klar hervor, daß „zu den Vätern versammelt werden" mit dem Begrabenwerden in der Gruft der Vorfahren nichts zu tun hat, sondern „Sterben" bedeutet, und daß das Sterben den Israeliten ein Heimgang zu den Vätern war, mit denen sie in der jenseitigen Welt wieder zusammenkamen.

Daß die Israeliten an das Weiterleben der Toten glaubten, ersehen wir auch daraus, daß sie — allerdings verbotener Weise — die *Toten zu beschwören* versuchten, um von ihnen wichtige Dinge zu erfahren. Es sei nur an Saul erinnert, der in seiner höchsten Not den toten Samuel aufrufen läßt (1 Sm 28).

Außerdem wäre es verwunderlich, wenn die Israeliten allein diesen Jenseitsglauben nicht gehabt hätten, der doch bei allen verwandten und benachbarten Völkern verbreitet war.

2. *Das Leben im Jenseits*

Die Israeliten stellten sich die Jenseitswelt, die Sheol — wir gehen auf die schwierige Grundbedeutung dieses Wortes nicht ein — tief im Innern der Erde vor. Man steigt in das Totenreich hinunter, und alle müssen hinuntersteigen, und wer es einmal betreten hat, den läßt es nicht mehr los. Finsternis herrscht in seinem Bereich (Joh 10, 21 f.). Das Alte Testament spricht auch von Toren des Totenreiches (z. B. Job 38, 17). Es ist das ungefähr dasselbe Bild, das die Babylonier von der Unterwelt entwerfen. Bei ihnen heißt sie sumerisch ki gal, akkadisch irsitum rabitum, das große Land, weil sie ja die ganze Menschheit aller Zeiten zu fassen vermag. Das Totenreich heißt auch das „Land ohne Wiederkehr" (sumerisch Kur-nu-gia, akkadisch irsit la tarat); „das Haus dessen Betreter des Lichtes beraubt ist, wo man das Licht nicht schaut, wo man in Finsternis wohnt", wie Job sagt: „das Land der Finsternis" (10, 21). Auch nach babylonischer Vorstellung besitzt die Unterwelt Tore und Riegel. Im babylonischen Mythus von der Unterweltfahrt der Ishtar fordert diese Göttin den Torwart der Unterwelt auf: „Wächter, öffne dein Tor, öffne dein Tor, damit ich eintreten kann! Wenn du das Tor nicht öffnest und ich nicht eintreten kann, zertrümmere ich die Tür, zerschlage ich den Riegel, zertrümmere ich die Schwelle und breche die Türflügel auf!"

Die Bewohner des Totenreiches nach israelitischer Vorstellung haben eigentlich *nichts zu leiden;* sie ruhen hier aus und haben die Last des Lebens hinter sich. Wenigstens nach der Darstellung in Job 3, 17 bis 19, geht es ihnen besser als den leidgeprüften Menschen im Erdenleben. „Dort hat das Wüten der Frevler ein Ende, dort ruhen die aus, deren Kraft erschöpft ist; die Gefangenen haben dort alle ihre Ruhe, sie hören nicht mehr den Ruf des Fronvogts, Kleine und Große sind dort gleich, und der Sklave ist frei von seinem Herrn."

Aber die Menschen der Unterwelt genießen auch *kein Glück;* es ist ein völlig freudloses Dasein. Job sagt in der Erwartung des Todes: „Ein wenig möchte ich (hier auf der Erde) noch froh sein, ehe ich scheide und nie mehr wiederkehre, ehe ich hinübergehe in das Land des Dunkels und der Düsterheit . . .". (10, 20 f.). Auch die Babylonier erwarten sich vom Jenseits ein trübseliges Geschick, dem sie mit Schauder entgegenbangen.

Im Alten Testament kommt auch öfter der Gedanke zum Ausdruck, daß in der Sheol das Verhältnis, welches im Erdenleben zwischen Gott und Mensch bestand, ein Ende hat. Menschen, die ihn im Leben freudig priesen, werden das in der

Unterwelt nicht mehr tun. So heißt es in Ps 6, 6: „Denn im Tode denkt niemand mehr deiner, wer wird dich preisen in der Unterwelt?“ Ähnlich Ps 115, 17: „Nicht die Toten preisen den Herrn und nicht die, welche ins Schweigen hinuntersteigen.“ Ja, die Betenden suchen wiederholt mit dem Hinweis darauf, daß sie ihn im Jenseits nicht mehr preisen können, Gott zu bewegen, sie vor dem drohenden Tod zu bewahren. So bittet der Kranke um Genesung: „Was hast du von meinem Blut, wenn ich in die Unterwelt hinuntersteigen muß? Preist dich der Staub, tut er deine Treue kund?“ (Ps 30, 10). Hier macht sich die Vorstellung geltend, daß die Unterirdischen ein traumhaftes Dasein führen und in diesem Zustand des müden Dahindösens gar nicht imstande sind, den Lobpreis Gottes anzustimmen. Auch mag der Israelit gedacht haben: die da drunten in ihrem dämmerigen, freudlosen Dasein haben keinen Anlaß, Gott zu preisen, denn er wird ja nur von dem gepriesen, der seine gütige Fürsorge erfährt; das ist ja ein großer Ruhm Jahwes, daß er den Menschen Gutes erweist, dadurch offenbart er sich als der wahre Gott im Gegensatz zu den ohnmächtigen Götzen der Heiden, die das nicht vermögen.

Die Ägypter haben neben verschiedenen Vorstellungen vom Jenseits auch eine, die der eben geschilderten semitisch-israelitischen verwandt ist. Die Toten wohnen tief unter der Erde in finsteren Gängen und Höhlen. Und alle Tage freuen sie sich auf den Abend, denn da tritt die strahlende Sonne nach ihrem Untergang im Westen der Erde ins Totenreich ein. Da beleuchtet sie auf ihrer Fahrt durch die Unterwelt die öden, düsteren Gänge und Höhlen, bis sie im Osten das Totenreich wieder verläßt und am Morgen über der Erde aufgeht. Wir lassen den ägyptischen Text folgen, der dem sogenannten Totenbuch (aus dem Mittleren Reich, nach 2000) angehört. Der Dichter spricht die untergehende Sonne an: „Schon gehst du unter am westlichen Berg, und dein Herz ist froh . . . die Toten in ihren Höhlen begrüßen dich mit ihrem Lobpreis und tragen dir alle ihre Bitten vor, wenn du sie mit deinem Licht bestrahlst; ihr Herz ist glücklich, wenn du die Unterwelt beleuchtest. Ihre Augen öffnen sich, um dich zu schauen, ihr Herz freut sich über deinen Anblick. Du hörst die Anliegen derer, die in den Särgen sind, hältst von ihnen fern das Leid und bewahrst sie vor Weh. Du sendest frischen Atem in ihre Nase . . .“ Ein wundersames Sehnen nach Licht und Leben durchweht diesen uralten, ehrwürdigen Text, das schmerzvolle Sehnen der ganzen Menschheit.

Ob sich denn in dieser düsteren Vorstellung vom Jenseits, namentlich in dem erwähnten Gedanken, daß die Toten von Gott getrennt sind, sich seiner Fürsorge nicht zu erfreuen

scheinen, ihn nicht mehr preisen können, das *Schuldbewußtsein* der gefallenen Menschheit widerspiegelt? Die Erkenntnis, daß den Menschen wegen der Sünde der Stammeltern die Vereinigung mit Gott im Jenseits wenigstens vorläufig versagt bleibt? Für den gläubigen Christen würde dieser Gedanke naheliegen, doch beweisen läßt sich die Richtigkeit dieser Vermutung nicht. Noch weniger können wir diese düstere Vorstellung der Semiten vom Jenseits benützen, um einem Andersgesinnten das Vorhandensein einer Erbschuld wahrscheinlich zu machen, geschweige denn zu beweisen. Der würde einen solchen Versuch sofort mit der Bemerkung abtun, es sei ohne weiteres verständlich, daß sich manche Völker das Jenseits als einen düsteren, freudlosen Ort vorstellen, dann nämlich, wenn sie das Totenreich ins Innere der Erde verlegen — und diese Vorstellung ist von den Gräbern übertragen. Unter der Erde gibt es ja keine frische Luft, keine strahlende Sonne.

3. *Die Jenseitsvergeltung*

Bemerkungen über die Texte. Von einer Vergeltung im Jenseits, die dem sittlichen irdischen Leben entspricht, *ist bis in die letzte Zeit vor Christus in den Texten nirgends die Sprache.* Die Toten scheinen in ihrem Reich alle dasselbe Los zu teilen. Schlaff und müde, zu jeder Tätigkeit unfähig, weilen sie wie Schatten in ihren öden Räumen. Das ist das allgemeine Bild, welches man aus verschiedenen Stellen des Alten Testamentes gewinnt. Es sei dabei festgehalten, daß diese Bibelstellen keine Belehrungen über den wirklichen Zustand im Jenseits sind; sie sind vielmehr als citationes implicitae zu werten, die uns darüber unterrichten, wie die Israeliten über den Ewigkeitszustand dachten.

Die Frage ist die, ob die biblischen Angaben über das Jenseitsleben derart sind, daß wir aus ihnen ein lückenloses Bild erhalten. Das ist nun sicher nicht der Fall; dazu sind sie viel zu dürftig und zu einseitig. Was wir darüber im Alten Testament finden, sind nur gelegentliche Bemerkungen und Schilderungen, eine eigentliche Abhandlung über Jenseits und Jenseitsgeschick gibt es nicht. Wenn wir eine solche hätten oder wenn außer Job, Psalmen, Qoheleth, Sirach usw. auch andere Bücher darüber das Wort ergriffen hätten, bekämen wir wohl ein klares Bild von den Jenseitsvorstellungen der Israeliten.

Ferner ist folgendes sehr zu beachten: Manche Schilderungen des Jenseitsgeschickes sind von der *augenblicklichen Stimmung* beeinflußt. In Job 3, 17—19 z. B. schildert der Dulder das Los in der Unterwelt als geradezu erstrebenswert: „Dort hat das Wüten der Frevler ein Ende, dort ruhen die aus, deren Kraft

erschöpft ist, die Gefangenen haben dort alle ihre Ruhe, sie hören nicht mehr den Ruf des Fronvogts, Kleine und Große sind dort gleich, der Sklave ist frei von seinem Herrn." Diese Worte folgen auf jene Stelle, da Job im ersten wilden Ansturm des Schmerzes den Tag seiner Geburt verflucht und den Tod als willkommenes Ende seiner Qualen herbeiruft. Da ist es freilich begreiflich, daß er das Leben nach dem Tod in einem freundlicheren Lichte sieht. An der Stelle 10, 20—22, hingegen ist dem Dulder das Jenseits der Schrecken aller Schrecken, dem er wenigstens noch einige Zeit entgehen möchte: „Ein wenig möchte ich mich noch freuen, bevor ich hingehe zum Land der Düsterheit und Finsternis und nie mehr wiederkehre." Dieser Stelle geht die Bitte um Befreiung von seiner Krankheit voraus. Hier spricht wieder der Wille zum Leben, und daher sieht Job auch die Ewigkeit in den schwärzesten Farben. Tatsächlich stammen fast alle Bemerkungen über das Jenseits aus dichterischen Werken; aus Job und den Psalmen, in welchen ja doch die augenblickliche seelische Stimmung wie überallhin so auch auf die Jenseitsvorstellung abfärbt und dadurch die Erfassung des wirklichen Jenseitsbildes erschwert.

Auch ist bei der Beurteilung der Texte dieser Art zu beachten, was davon die wirklichen damaligen Vorstellungen von der Unterwelt wiedergibt und was nur auf Rechnung der *Darstellungsart* zu setzen ist. So werden z. B. in dem berühmten Spottlied auf den babylonischen König in Is 14, 21, die Könige in der Sheol auf ihren königlichen Thronen sitzend gedacht. Es wird weiter anschaulich geschildert, wie sie beim Erscheinen des ehemaligen Königs von Babel erregt von ihren Thronen auffahren und den neuen Ankömmling mit spöttischer Verwunderung begrüßen. Das ist selbstverständlich poetische Darstellungsart und gehört nicht zum allgemeinen Bild, das man vom Jenseits hatte.

Aber das eine bleibt bei all dem sicher: Die biblischen Texte sprechen, wie schon gesagt, bis in die letzte Zeit vor Christus nirgends unzweideutig und klar von einer Jenseitsvergeltung. Daß dieses Schweigen kein Zufall ist, sondern durch das Fehlen des Jenseits-Vergeltungsgedankens bedingt erscheint, beweisen unwiderleglich die folgenden Beobachtungen, die für alle Bücher des Alten Testamentes mit Ausnahme des Weisheitsbuches und des 2. Makkabäerbuches gelten.

a) Der Mensch des Alten Testamentes hat eine unsagbare Angst vor dem Tod, weil er in ihm das unendlich traurige Ende allen Glückes sieht. Man vergleiche namentlich dazu das Klagelied des Königs Ezechias, da er seinen Tod vor Augen sieht. Darin kommt nur der unbändige, hoffnungslose Schmerz über das so frühe Ende seines Lebens und allen Glückes zu Worte,

es findet sich aber auch nicht die leiseste Andeutung des tröstenden Gedankens, daß er als guter Israelit und gewissenhafter König drüben Gottes Huld erwarten darf.

b) Die trauernd Hinterbliebenen werden nicht mit Hinweis darauf getröstet, daß der Verstorbene wegen seiner Treue zu Jahwe drüben von Gott in Gnaden aufgenommen wurde (z. B. Gn 37, 35). Daß dieser Trostgedanke, wenn er irgendwie wach gewesen wäre, mit Ausnahme der erwähnten späteren Bücher gar nirgends und gar nie an die Oberfläche gekommen wäre, obwohl so oft vom Tode ausgezeichneter Menschen berichtet wird, ist schwer zu glauben, um so schwerer, als man ja in Israel alles mit Gott in Beziehung zu bringen suchte.

c) Es findet sich nirgends eine Angst vor einem unglücklichen Tod, sondern nur die Furcht vor dem freudlosen Leben in der Sheol.

d) Es findet sich nirgends eine Warnung vor den Strafen im Jenseits und auch nirgends eine Mahnung, einem unglücklichen Jenseits durch Reue und Besserung zu entgehen.

e) Die Beter des Alten Testamentes bitten nur um Bewahrung vor zeitlichem Unglück, vor frühzeitigem Tod, um ein langes, glückliches Leben und betrachten sich durch Gewährung dieser Bitten als erhört und als vollauf belohnt für ihr frommes Leben und sehen im zeitlichen Unglück des Frevlers und in seinem frühzeitigen Tod die Gerechtigkeit Gottes ganz erfüllt.

f) Wenn der Jenseitsvergeltungsglaube im alten Israel lebendig wäre, dann müßten die Klagen eines Job, der Psalmendichter und des Qoheleth zwar nicht verstummen, aber denn doch in ganz anderen Tönen erklingen, es müßte doch immer wieder die Jenseitshoffnung Schmerz und Klage mildern, und am Schlusse des Job und der betreffenden Psalmen und des Qoheleth müßte sieghaft stehen: Ewigkeit! Davon ist aber keine Rede. Im Gegenteil, Job, Psalmen und Qoheleth finden eben deshalb keine wirkliche Lösung, weil sie den Schlüssel dazu nicht kennen, nämlich die Jenseitsvergeltung.

Dazu sei noch bemerkt: Diese eben aufgezählten Tatsachen fallen bei Beurteilung von Schriftstellen, wie Ps 49, 16 und Ps 73, 24, die wir, vielleicht beeinflußt durch unser christliches Denken, auf den ersten Blick als Zeugen für den Jenseitsvergeltungsglauben im Alten Testament ansehen möchten, schwer in die Waagschale. Unter ihrem Eindruck wird man sich nicht leicht entschließen können, solche Stellen tatsächlich auf Jenseitsvergeltung zu deuten.

Im folgenden Abschnitt wollen wir die besagten Stellen der Psalmen 49 und 73 diesbezüglich etwas genauer untersuchen.

Der Psalm 49

Gegenstand. Er beschäftigt sich mit der im Alten Testament immer wieder auftauchenden Schwierigkeit: Die Gottlosen erwerben Reichtümer und schwelgen im Glück, während die Gottgetreuen auf keinen grünen Zweig kommen und von den Ungerechten in den Boden hineingetrampelt werden. Wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit? Die Wichtigkeit des Gegenstandes: Wie lassen sich die Ungerechtigkeiten auf der Welt mit der Gerechtigkeit Gottes vereinbaren? läßt die ziemlich umständliche, feierliche Einleitung begreiflich erscheinen. Vielleicht hat der Sänger einen besonders in die Augen springenden Fall vor sich, der den Hohn der Heiden auf Jahwes Gerechtigkeit herauszufordern schien und der den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit unter den Israeliten bei hoch und niedrig, reich und arm zu erschüttern drohte. So wäre es denkbar, daß sich der Sänger an die aufgepeitschten Gemüter jenseits und diesseits der Grenzen wendet mit dem Anruf: „Vernehmet es, all ihr Völker, horchet auf, all ihr Erdenbewohner! Ihr Kinder des Volkes, ihr Söhne der Edlen, Reiche und Arme zumal (2—5). Diese feierliche Einleitung bürgt noch nicht dafür, daß im folgenden eine göttliche Offenbarung mitgeteilt werde. Anders wäre es, wenn der Inhalt des Psalmes selbst zu einer solchen Annahme nötigte, da könnte man dann allenfalls sagen, der Offenbarungsinhalt des Psalmes bringe es mit sich, daß der Sänger diese feierliche, umständliche Einleitung gewählt hat.

„Auch der Reiche muß sterben!" Das ist das erste, was der Sänger dem unschuldig Leidenden zum Trost und zur Belehrung zu sagen weiß (Vers 8 ff.). Die gottlosen Reichen, die sich auf der Erde so breitmachen und die so sicher auftreten, als ob sie ewig lebten, werden nicht für immer triumphieren; sie können sich mit all ihrem Reichtum vom Tod nicht loskaufen. Auch sie müssen hinunter in die Grube. Das ist ein Trost der „Kleinen", der auch in unserem Volk gang und gäbe ist. „Mag er mit seinem Reichtum auch noch so groß dran sein, er muß doch auch einmal fort!"

In Vers 16 heißt es: „Aber Gott (nicht der Reichtum) bewahrt meine Seele vor dem Totenreich." Gemeint ist selbstverständlich: Vor dem *frühzeitigen* Tod, der ja bekanntlich im Alten Testament immer wieder als Straflos der Sünder gedacht wird. Man vergleiche dazu den Vers 24 in Ps 55: „Die Menschen, welche Blutschuld und Betrug auf ihrem Gewissen haben, erreichen nicht die Hälfte ihrer Lebensjahre." Daß hier gemeint ist „vor dem Totenreich bewahren", nicht „aus dem Totenreich erlösen", ergibt sich schon daraus, daß der Vers 16 das Gegenstück zu Vers 8

ist. Wenn demnach in Vers 8 das hebräische Zeitwort padah (vor dem Tod) bewahren bedeutet, dann hat es wohl auch in 16 denselben Sinn: Gott bewahrt mich vor dem (frühzeitigen) Hinuntersteigen ins Totenreich, er schenkt mir im Gegensatz zum gottlosen Reichen ein langes Leben.

„Der Reiche kann seinen Reichtum nicht mitnehmen." Von Vers 17 an bringt der Sänger einen neuen Trostgrund: Der gottlose Reiche drückt allerdings den Gottgetreuen auf der Erde öfter an die Wand, aber in der Sheol ist er so arm wie alle anderen. „Sorge dich nicht, wenn einer reich wird und wenn sich die Pracht seines Hauses mehrt; denn bei seinem Sterben nimmt er gar nichts davon mit; sein Reichtum folgt ihm nicht nach hinunter (in die Sheol). Wenn er sich auch während seines Lebens glücklich geschätzt hat (bei dem Gedanken): „Man wird von dir einmal rühmend erzählen, daß du es dir hast gut gehen lassen, so kommt er doch schließlich zum Geschlecht seiner Väter, die das Licht nicht zu sehen bekommen" (17—20).

Der gottlose Reiche wird also auch das Geschick teilen, das allen drüben zuteil wird, das auch der fromme Job, der doch so tief von seiner Unschuld überzeugt ist, für sich erwartet: „Bevor ich hingehe, ohne wiederzukehren, zum Lande der Finsternis und der Düsterheit . . ." (10, 21). Auch unser Volk spricht manchmal den Gedanken aus, der sich in Vers 18 findet: „Ja, er ist reich und kann sich alles vergönnen, aber er kann auch einmal nichts von seinem Reichtum mit hinübernehmen." Bei uns ist das nur ein Spott auf die Reichen: Am liebsten würde er wohl sein Geld mit hinübernehmen; allein damit ist's nichts! Im alten Morgenland aber war eine solche Möglichkeit nicht allerwege gänzlich ausgeschlossen. Aus Is 14, 13. 14, klingt wirklich etwas Derartiges heraus: Die Schatten der Unterwelt rufen dem König von Babel bei seinem Erscheinen in der Sheol zu: „Du dachtest: Zum Himmel steige ich empor, über die Sterne Gottes setze ich meinen Thron, ich werde mich niederlassen auf dem Versammlungsberg im äußersten Norden. Zu den Wolkenhöhen steige ich empor, will gleich sein dem Höchsten!" Diese Isaiasstelle ist mehr als dichterische Darstellung, sie ist tatsächlich babylonischen Gedanken abgelauscht. Ähnlich heißt es von Tiglatpilesar I. (um 1100): „Die großen Götter haben ihn zu Macht und Kraft, zum Sitz auf dem Weltberg auf ewig berufen" (Prismainschrift, vgl. Biblica, vol. 14, S. 49). In Babylonien bildet sich also wenigstens der König ein, daß er seinen königlichen Glanz ins Jenseits mithinübernehmen wird; er hofft, auf dem Versammlungsberg, dem Olymp der Babylonier, in die Gemeinschaft der Götter aufgenommen zu werden, wo er sein königliches Leben mit vermehrtem Ruhm weiterführt.

In Ägypten „fährt der König (als solcher) zum Himmel auf; er findet dort den Re stehend vor. Der König naht sich ihm und setzt sich an seine Seite; Re läßt es nicht zu, daß sich der König auf die Erde lege, denn Re weiß, daß der König größer ist als er". So lautet einer der Pyramidentexte, die zum ältesten Gedankengut der Ägypter gehören. Also auch nach ägyptischer Vorstellung nimmt der König — wohlgemerkt als König, nicht als gewöhnlicher Mensch, zum Lohn für seine Frömmigkeit — seine königliche Würde in die andere Welt mit.

Im Nilland erscheint aber diese Vorstellung sozusagen gesellschaftlich ausgeweitet; hier findet sich nämlich unter anderem auch die Meinung, daß die Toten im Jenseits überhaupt dasselbe Leben führen, das sie im Diesseits hatten, daß demnach der Reiche tatsächlich seinen Reichtum ins Jenseits mit hinübernimmt, daß er also drüben wieder der Reiche ist, für dessen Wohlergehen eine Schar von Sklaven und Sklavinnen zu sorgen hat. Die Vornehmen ließen sich kleine Figuren ins Grab mitgeben; diese müssen drüben für den vornehmen Toten die unangenehmen Arbeiten verrichten, mit denen er sich im Leben nie angefreundet hat, mit denen er auch im Jenseits nichts zu tun haben will. Man nannte diese Figürchen Wshbtj, d. h. „antwortend". Wann nämlich der Tote zu solchen Arbeiten aufgerufen wurde, mußten diese Figuren auf diesen Zuruf antworten und an seiner Statt die Arbeiten verrichten. So redet in einer Grabinschrift ein Vornehmer seine Wshbtj an: „Ihr Wshbtj da, wenn X (der vornehme Tote) bestimmt wird zu einer Arbeit, z. B. zur Bestellung des Feldes, zur Bewässerung des Ufers, zum Rudern, dann sagt: Hier bin ich!" (*Erman,* Ägypt. Chrestomathie, 1904, S. 92.)

Daß man in Israel von den stolzen Jenseitshoffnungen der babylonischen Könige wußte, ersehen wir aus der angeführten Isaiasstelle. Es ist aber auch sehr gut denkbar, daß die Jakobskinder während ihres langen Aufenthaltes in Ägypten von den eben dargelegten sonderbaren Jenseitsvorstellungen am Nil erfuhren, die sich übrigens auch bei anderen Völkern, auch bei den Germanen, finden. Sie werden bei den Israeliten wegen ihres sozial-ausgleichenden Empfindens, dem man im Alten Testament Schritt auf Schritt begegnet, nicht sehr viel Anklang gefunden haben; aber immerhin gewinnt die Stelle unseres Psalmes: „Er wird bei seinem Sterben nichts mitnehmen" an Eindruckskraft, wenn man weiß, daß in Israel eine solche seltsame Jenseitserwartung nicht unbekannt war.

Der Psalm 49 innerhalb der alttestamentlichen Gedankenwelt. In den Abschnitten des Alten Testamentes, die das Glück der Gottlosen berühren, kehren stets dieselben Gedanken wieder:

Laß dich vom Glück der Gottlosen nicht irremachen, es ist ja nur Schein; plötzlich werden sie hinweggerafft, denn ihre Strafe ist ein früher Tod; sie müssen vor der Zeit in die Sheol hinunter, wo sie auf die Freuden des Reichtums verzichten müssen, wo ihrer ein trübseliges Dasein wartet. Der Gerechte hingegen erfährt nach kurzer Drangsal, in der ihm Gott als Führer zur Seite steht, Gottes liebende Fürsorge; er entreißt ihn den Fängen des Bösen und belohnt ihn mit zeitlichen Gütern, mit Kinderreichtum und einem langen, glücklichen Leben. Davon, daß den Gerechten das trübselige Leben im Jenseits erspart bleibe oder daß sie früher oder später außerhalb der Sheol ein glückliches Leben genießen dürfen, ist an keiner der vielen Stellen, die vom Jenseitsgeschick sprechen, die Rede. (Wir sehen hier wieder vom Weisheitsbuch und 2 Makk ab.) Man vergleiche dazu nur einmal die Psalmen 37, 91, 92, 127, 128. Dazu nehme man auch wahr die vielen hieher gehörigen Stellen in Job, ferner das ganze Diesseits- und Jenseitsbild des Qoheleth, der noch dazu einer sehr späten Zeit angehört.

Darum werden wir auch im Psalm 49 mit der Wiederkehr derselben Gedanken rechnen. Wir treffen sie hier auch tatsächlich wieder: Das Befremden über das Glück des gottlosen Reichen, die Versicherung, daß auch er wie die übrigen Menschen, die Weisen, d. h. die Frommen, und die Toren, d. h. die Gottlosen, dem Tode verfällt (Vers 11), und zwar einem frühen Tod, wie das hier aus dem Zusammenhang erschlossen werden muß und wie es in vielen anderen Texten klar hervorgehoben wird. Ferner begegnet die Feststellung, daß der Reiche von seinem Reichtum in die Sheol nichts mit hinunternehmen kann, dort also genau so arm ist wie die übrigen Toten. Im Psalm 49 herrscht demnach diesbezüglich derselbe Geist wie in den anderen Psalmen und wie in anderen Schriftstellen, die von diesem Gegenstand handeln. Dafür dürfen wir einen Gedanken, der über die eben erwähnten allgemein alttestamentlichen Gedanken dieser Art hinausgeht, z. B. die Jenseitsvergeltung, nur dann annehmen, wenn klare Beweise dafür vorhanden sind, und zwar Beweise, die so stark sind, daß sie den berechtigten Einwand, der Jenseitsvergeltungsgedanke sei dem Geist der erwähnten Teile des Alten Testamentes sonst fremd, völlig unwirksam machen. Ein solcher Beweis läßt sich aber nicht erbringen.

Manche meinen, daß im Vers 16 der Glaube an ein besseres Jenseits der Gerechten ausgesprochen sei. Man übersetzt: „Doch Gott wird meine Seele aus der Sheol erlösen." Wir haben schon angedeutet, daß das hebräische padah hier nicht „erlösen aus" bedeutet, sondern „bewahren vor", schon deshalb, weil Vers 16 offensichtlich das Gegenstück zu Vers 8 ist, wo padah anerkann-

terweise als (durch Leistung des Lösegeldes) „bewahren vor" und nicht „erlösen aus" einer Gewalt (in der sich der Betreffende schon befindet) zu verstehen ist. Diesen Sinn „bewahren vor etwas" hat dasselbe Zeitwort auch in Job 33, 28: „Er bewahrt meine Seele vor dem Hingang zum Grab." Ferner in Job 5, 20: „In der Hungersnot bewahrt er dich vor dem Tode"; selbstverständlich nicht vor dem Tod überhaupt, sondern vor dem frühzeitigen, durch den Hunger herbeigeführten Tod. Gar nichts legt nahe, die Stelle in Psalm 49, 16, von der Befreiung aus der Sheol zu verstehen. Unser christliches Empfinden verleitet uns nur zu leicht, den Jenseitsvergeltungsglauben in eine solche Stelle hineinzulegen.

Auch Vers 20 spricht nicht von Jenseitsvergeltung: „Sie (die Seele des gottlosen Reichen) wird hinkommen zum Geschlecht seiner Väter, welche das Licht nicht schauen." Man hat gemeint, mit den letzten Worten: „die das Licht nicht schauen" sei das traurige Los der Bösen in der Sheol, die in ewiger Finsternis begraben seien, angedeutet, während die Frommen doch nicht ganz des Lichtes beraubt seien. Allein aus verschiedenen Stellen des Alten Testamentes wissen wir, daß auch die Frommen drüben nichts anderes als Finsternis zu erwarten haben. So aus Job 10, 21: „Ehe ich, ohne je wiederzukehren, hinübergehe in das Land der Finsternis und der Düsterheit." Und was noch schlimmer ist als die gemeinsame Finsternis: Auch die Frommen werden drüben nicht in der Lage sein, Gott zu preisen, ebensowenig wie die Gottlosen. „Nur der Lebende preist dich", sagt der wegen seiner Frömmigkeit so sehr gelobte König Ezechias (Is 38, 19). Auch in den Psalmen 6, 6, und 30, 10, wird der gleiche Gedanke ausgesprochen. In dieser Beziehung wären also die Gerechten sogar schlechter daran als die Bösen, weil sie dann etwa den Ausschluß aus dem Lobpreis Gottes schmerzlich empfinden, während sich die Gottlosen darüber kaum grämen werden. Also selbst da, wo man am ehesten einen Unterschied zwischen dem Ewigkeitsgeschick der Guten und Bösen annehmen möchte, nämlich im Verhältnis des Guten, bzw. des Bösen zu Gott, wird die Gleichheit des Loses beider festgestellt. Ein Christ, dem der Jenseitsvergeltungsgedanke von Kindheit an geläufig ist, wird an einen Satz wie den: „Sie kommt zum Geschlecht seiner Väter, welche das Licht nicht schauen" (Ps 49, 20) von selber den Gedanken anschließen: „Aber die Gerechten werden das Licht schauen." Denn er hat ja gelernt, die Vergeltung in dieser Richtung zu sehen. Der alttestamentliche Mensch aber zog aus dem Satz: (Die Gottlosen) „welche das Licht nicht schauen" nicht die Folgerung: Also werden die Gerechten das Licht nicht entbehren müssen. Denn er sieht eben, wie immer wieder dargelegt wurde, den Aus-

gleich zwischen Gut und Böse nicht im Jenseits, sondern nur im Diesseits.

Man wird dagegen auch nicht einwenden können: „Dann erreicht aber der Sänger mit seinen Trostworten an den leidenden Gerechten seinen Zweck nicht, weil ja sein Geschick in der Ewigkeit nicht besser ist als das des Gottlosen." O doch! Überall, wo im Alten Testament dieses schwierige Problem behandelt wird, gibt sich der Gerechte mit der Versicherung zufrieden, daß der Böse frühzeitig dem Straftod verfällt, während sich der Gute zum Lohn für seine Tugend des besonderen göttlichen Schutzes und eines langen glücklichen Lebens erfreuen darf (Ps 37, 9. 14. 15. 19. 20; Ps 91 u. a. m.). Das ist der immer wiederkehrende Gedanke, den wir auch hier annehmen müssen, weil eben kein Grund vorliegt, über diese Deutung hinauszugehen. (Über die Schlußworte des Verses 16: „Denn er wird mich nehmen" soll im Zusammenhang mit Psalm 73 gesprochen werden.)

Psalm 73

Inhalt. Dieser Psalm behandelt ebenfalls die Schwierigkeit: Warum geht es den Bösen gut und den Guten schlecht? Die Gottlosen sind glücklich, kein Leid, das andere trifft, ficht sie an. Daher kommt auch ihr Übermut und daher werden viele an der rechten Gesinnung irre (1—12). Den Sänger selber quälten darüber schwere Zweifel (13—16). Nun aber hat er die Lösung gefunden: Das Glück der Bösen ist nur Schein; denn urplötzlich bricht Gottes Strafgericht über sie herein, und ihr Glück hat ein Ende (17—20). Der Psalmist bedauert, daß er „wie ein Tier der Einsicht bar" fast den Glauben an Gottes Gerechtigkeit verloren hätte (21, 22). Von nun an aber wird er sich durch nichts mehr aus dem Geleise werfen lassen, von Gottes Hand geführt, will er eng mit ihm verbunden bleiben; auf diesem Weg erhofft er sich sein Glück (23, 24). Im Himmel hat er (außer Gott) niemanden (als Beschützer und Führer — vgl. 23, 24), und wenn er sich in Gottes Nähe weiß (wörtlich: mit Dir), hat er kein Verlangen nach der Erde, d. h. in diesem Zusammenhang: nach Schutz und Führung, die ihm die Geschöpfe der Erde bieten könnten (25)[1]).

So schwört der Sänger Gott immerwährende Treue: Eher soll sich sein Leib, sein Herz verzehren, als daß er von Gott ließe (Vers 26 Schwurform!). Schließlich gibt er den Grund seiner unverbrüchlichen Treue an, daß eben nur beim Herrn Rettung zu finden ist. „Denn sieh, die von dir weichen, gehen zugrunde; du raffst alle hinweg, die dich verlassen. Und so ist es mein

[1]) Der Gedanke: Gott allein ist der Retter, findet sich auch sonst oft, z. B.: Ps 20, 8 f.; Ps 33, 16 f.

Glück, Gott nahe zu sein. Auf Gott den Herrn setze ich mein Vertrauen; und dann (wenn sich dieses Vertrauen bewährt hat) werde ich alle deine Werke besingen" (Vers 27, 28).

Man sieht: es sind dieselben Gedankengänge wie in anderen alttestamentlichen Abschnitten, die dieses Problem zu lösen suchen. Diese Tatsache läßt es im vorhinein nicht geraten erscheinen, ohne schwerwiegende Gründe im klar disponierten Text Gedanken festzustellen, die auch sonst derartigen Apologien der göttlichen Gerechtigkeit im Alten Testament fremd sind. Ein bloßer Anklang an christliche Jenseitslehren wäre jedenfalls kein Grund für eine solche Feststellung.

Eine vielberufene Stelle. In Vers 23, 24 versichert der Sänger, der nunmehr seine Zweifel überwunden hat, Gott seiner Treue: „Ich werde allzeit bei dir ausharren, nachdem du meine Rechte ergriffen hast; mit deinem Rate führst du mich." Dann heißt es etwa: „Und dann nimmst du mich in Ehre." Diese letzten Worte (deren Textgestalt übrigens zweifelhaft ist) verstehen manche von der Aufnahme in die himmliche Herrlichkeit. Allein der Umstand, daß uns Christen die Redensart „in die Herrlichkeit aufnehmen" im Sinn von „in die ewige Seligkeit einführen" geläufig ist, berechtigt doch nicht zur Annahme, daß die Israeliten mit der ähnlichen Redensart: „Gott nimmt einen Menschen in Herrlichkeit auf" oder „in Herrlichkeit zu sich" den gleichen Sinn verbanden, sie also von der himmlischen Beseligung verstanden; das umso weniger, als sich im ganzen Alten Testament in den bezeichneten Teilen diese Vorstellung von der Aufnahme des Gerechten in den Himmel nicht vorfindet.

Aber vielleicht ist unsere Stelle eine der ganz wenigen, an denen doch der im Alten Bund sonst ganz vergessene Jenseitsvergeltungsgedanke überraschenderweise zum Vorschein kommt. Eine solche Annahme wäre nur dann berechtigt, wenn der Text ganz unzweideutig für sie spräche, so klar, daß dieser Klarheit gegenüber der dargelegte Einwand, daß der Jenseitsvergeltungsgedanke im Alten Testament sonst nicht vorkommt, für diesen Fall (Ps 73, 24) ganz gegenstandslos würde. Das ist aber durchaus nicht der Fall; denn der Text sagt wörtlich nur: „Und dann nimmst du mich in Ehre." Bei dieser Gestalt des Textes ist die Deutung auf die himmlische Beseligung eben nur eine Vermutung. Tatsächlich ist ja diese Stelle dem (übrigens unsicheren) Wortlaut nach nicht sicher zu deuten, aber das erlaubt uns erst recht nicht, ihr eine Deutung zu geben, für welche die Gedankenwelt des Alten Testamentes keine Grundlage bietet. Wir werden also hier ganz besonders gut tun, die Deutung in dem Gedankenkreis zu suchen, in welchem sich solche Abschnitte des Alten Bundes auch sonst bewegen. Und diese Deutung wäre nach unserer Auf-

fassung folgende: In Vers 23 b und 24 a heißt es: „Du hast ja meine Rechte erfaßt und so führst du mich nach deinem Rat" (durch Finsternis und Not). Daran schließt sich als letztes Glied 24 b: „und dann (nach dieser Prüfung) nimmst du mich in Ehre auf", d. h. du ergreifst mich, du ziehst mich an dich, du nimmst dich meiner, der ich im Unglück von dir verstoßen schien, an, so daß ich vor den Menschen wieder zu Ehren komme. Im Unglück galt ja der Mensch als ein Sünder, den Gott zur Strafe geschlagen hat (Job in der Auffassung seiner Freunde). Wenn er sein Glück wieder erlangt, steht er vor den Menschen wieder in Ehren da als einer, der wegen seiner Tugend Gottes Liebe und Fürsorge genießt. Gott hat in den Augen der Welt seine Ehre, seinen Ruhm, seine Geltung, seinen Einfluß wieder hergestellt in den Augen der Mitwelt, denn der unschuldig Leidende selbst sucht sich trotz aller Anfechtungen die beglückende Überzeugung zu wahren, daß er auch im Unglück vor Gott ein Gerechter ist und daß er als vom Unglück Verfolgter ganz ungerechterweise der Verachtung der Welt anheimfällt (vgl. Job). Im selben Gedankengang bewegt sich Ps 37, 6: „Er läßt dein Recht erstrahlen wie das Licht . . .". Dadurch, daß er dem Gerechten zeitliches Wohlergehen schenkt, wird es den Mitmenschen klar, daß er gerecht ist.

Dasselbe Zeitwort finden wir auch im Ps 49, 16 b, aber ohne den Ausdruck für „Ehre, Verherrlichung". „Aber Gott wird meine Seele vor der Sheol (d. h. vor dem frühzeitigen Tod) bewahren, denn er nimmt mich", d. h. er nimmt sich meiner an und macht dadurch meinem Elend ein Ende oder beugt der drohenden Gefahr vor (hier dem frühen Tod). Ein Grund, diesen Ausdruck auf die Aufnahme in die himmlische Seligkeit zu deuten, liegt von keiner Seite her vor, wohl aber spricht der ganze Geist des Alten Testamentes, der sich auch hier kundtut, schärfstens dagegen. Ganz dieselbe Form ist auch in Ps 18, 17, gebraucht. Nachdem der Sänger seine schreckliche Todesnot und das Nahen des rettenden Gottes geschildert hat, sagt er: „Er streckte (seine Hand) aus von der Höhe herab und nahm mich", und gleich darauf erklärt er dieses „er nahm mich", indem er sagt: „er zog mich aus den großen Wasserfluten heraus", d. h. (ohne Bild gesagt wie in Ps 49 und 73) er machte meinem Unglück ein Ende.

Henoch und Elias. Der Ausdruck in Ps 49, 16: „Denn er nimmt mich", erinnert in seiner Unbestimmtheit (es fehlen ja die Angaben, wohin oder zu welchem Zweck) an die Meldung über Henoch: „Denn Gott nahm ihn" (Gn 5, 24). Auch die Hinwegnahme des Elias wird mit demselben Zeitwort ausgedrückt, freilich mit dem Beisatz: „von dir" (Elisäus) weg. Doch sachlich fehlt hier die Entsprechung; denn bei Henoch und Elias han-

delt es sich um eine Ausnahme, um die Hinwegnahme aus dieser Welt ohne den vorausgehenden Tod. An derartiges ist in diesen Psalmen nicht zu denken. Aber eine gewisse Gemeinsamkeit des Gedankens liegt in diesen Fällen doch vor, nämlich die, daß Gott den Henoch, Elias und den verfolgten Gerechten näher an sich herannimmt, daß sie sich des Glückes der Gottesnähe erfreuen dürfen; Henoch und Elias auf außerordentliche Weise, der Gerechte im Psalm auf dem gewöhnlichen Weg der Gnadenerweisung Gottes in dieser Welt.'

Eine psychologische Unmöglichkeit. Wenn in Psalm 73, 24, eine auch nur zaghafte Hoffnung auf Ewigkeitsvergeltung ausgesprochen wäre, dann müßte diese den folgenden Versen unter allen Umständen ihr Gepräge geben. Man mag von der Verschiedenheit des Seelenlebens des heutigen Europäers und des alten Morgenländers noch soviel und noch so Richtiges zu sagen wissen, es ist psychologisch einfach undenkbar, daß dieser beseligende Vergeltungsgedanke, der doch das ganze Menschenleben und Menschenleid mit einem Male in einem ganz neuen Licht sehen läßt, in einem einzigen Augenblick (V. 24) aufleuchtet und dann sofort wieder verschwindet, ohne die leiseste Spur in der Seele des Sängers zurückzulassen. Die folgenden Verse bewegen sich ja wieder ganz im alten Geleise, in den bekannten Gedankengängen des alttestamentlichen Menschen, der keinen Blick für die Ewigkeitsvergeltung hat und infolgedessen im irdischen Leben allein die Lösung des Vergeltungsrätsels sucht. Der Sänger gibt nach der Versicherung seiner Treue gegen Gott den Beweggrund dieser Treue an: „Denn siehe, die von dir weichen, gehen zugrunde; du raffst alle von der Erde hinweg, die dich verlassen" (V. 27 f.). Der Psalmist hätte unmöglich den mächtigsten Antrieb zur Treue gegen Gott übergehen können, nämlich die Jenseitshoffnung, wenn er sie gekannt hätte.

Ähnliches gilt von Ps 49, 16. Wenn der Psalmist hier die Ewigkeitshoffnung ausspricht, was soll dann der armselige Trost für den leidenden Gerechten in den folgenden Versen 17 bis 20? Da heißt es doch, daß der gottlose Reiche seinen Reichtum in die Sheol nicht mitnehmen kann und daß er wie seine Väter drüben im Finstern wohnen muß, was ja nach dem Zeugnis anderer alttestamentlicher Stellen, wie schon gesagt, auch das Geschick der Frommen ist.

Auch Ps 17, 15, wird manchmal von der Ewigkeitsvergeltung verstanden, indem man übersetzt: „Ich aber schaue in Gerechtigkeit (d. h. als Gerechter) dein Antlitz, ich sättige mich beim Erwachen an deiner Gestalt." Man denkt dabei: Der verstorbene Gerechte erwacht aus seinem Todesschlaf und wird dann der beseligenden Anschauung Gottes teilhaft.

Aber auch hier müssen wir uns bemühen, die Deutung auf dem Boden der alttestamentlichen Welt zu suchen. „Der Mensch darf Gottes Antlitz sehen" bedeutet: Gott erweist sich ihm gnädig, er errettet ihn aus einer Gefahr. „Gott verbirgt sein Angesicht" hingegen besagt: Gott entzieht dem Menschen seine Huld, er läßt ihn in Weh und Not versinken. Diese Ausdrücke kehren im Alten Testament immer wieder, z. B. Ps 31, 17: „Laß über deinem Knecht dein Antlitz aufleuchten, hilf mir in deiner Güte!" Oder Ps 13, 2: „Wie lange verbirgst du vor mir dein Angesicht" — vorausgeht der gleichsinnige Parallelismus: Wie lange o Herr vergißt du mich, vergißt du mich ganz?

Der Sänger hat vorher in Ps 17, 13, den Herrn gebeten, seinen bösartigen Feind zu Fall zu bringen und sein, d. i. des Betenden irdisches Leben zu retten. Im Schlußvers 15 hofft er, daß er Gottes Angesicht schauen darf, d. h. daß ihm der Herr Hilfe bringt, sein (irdisches) Leben rettet, kurz die Bitte erfüllt, die er in Vers 13 ausgesprochen hat. Der erste Halbvers von 15 lautet nach unserer Auffassung demnach: Ich möchte als Gerechter dein Angesicht sehen (d. h. wieder deiner Gnade teilhaft werden); und der zweite Halbvers: und möchte mich satt sehen, wenn deine Gestalt erwacht. So fassen wir diese Stelle; also nicht: „wenn ich erwache, möchte ich mich satt sehen an deiner Gestalt." Diese letztere, von uns abgelehnte Auffassung ist nur bei Annahme einer Textänderung gut möglich. „Gestalt" ist hier wohl eine Synekdoche für „Gott" (*Herkenne,* Psalmen, S. 88); also: Ich möchte mich satt sehen, wenn du (o Gott!) erwachst. Vom Schlafen und Aufwachen Gottes ist im Alten Testament wiederholt die Rede. So heißt es in Ps 44, 24: „Wach auf! Warum schläfst du, o Herr? Erwache!" Das sagt der Sänger, nachdem er das Elend des schwer geprüften Volkes geschildert hat. Gott „schläft", wenn er auf die Hilferufe des Bedrängten nicht zu achten scheint. Er „wacht auf", wenn er ihm Rettung bringt. So auch hier. Der Sänger hat in Vers 13 um Hilfe gerufen: Erhebe dich, Herr (parallel zu: erwache, o Herr! gebraucht), tritt ihm (dem Feind) entgegen, schlage ihn nieder, rette mein Leben. Aber der Herr hat ihn noch nicht erhört, er hat dem Bedrängten „sein Antlitz noch nicht gezeigt", er ist noch nicht „aufgewacht", hat sich noch nicht „erhoben". Darum der Wunsch im Schlußvers 15: Ich möchte als Gerechter (als gerechtfertigt dastehend) dein Antlitz sehen, mich satt sehen bei deinem Erwachen (vgl. dazu: „erhebe dich!" in Vers 13). Das Gericht über den Feind und der Gnadenerweis Gottes an dem Sänger spielen sich also im diesseitigen Leben ab, und gar nirgends ist eine Handhabe, die es ermöglicht, an Jenseitsvergeltung zu denken. (Fortsetzung folgt.)

Die Kirche der Leib Christi

Von *Univ.-Prof. Dr. Matthias Premm,* Salzburg

I. Einleitung

Das *Kirchenbild* hat im Laufe der christlichen Jahrhunderte einen *Gestaltenwandel* durchgemacht, obwohl das Wesen der Kirche vom Anfang an bis heute substantiell dasselbe blieb. Die Erkenntnis der Kirche durch die Menschen, auch durch die Gläubigen, hat gewechselt; sie machten sich von ihr in verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Bild. Darunter verstehen wir den großen Gesamteindruck von der Kirche, der jeweils im Vordergrund stand.

In der apostolischen Zeit, ja fast das ganze Altertum hindurch stand die Kirche als das große Geheimnis da wegen ihrer *Beziehung zu Christus dem Haupte.* Kein Wunder, es war ja die Zeit, die Christus am nächsten stand und sehnsüchtig seine Wiederkunft erwartete; die Gläubigen fühlten sich eins mit ihm.

Als das gewaltige römische Reich in den Schrecknissen der Völkerwanderung in Trümmer sank, stand die Kirche als die allein unzerstörbare Macht vor den Augen der geängstigten Menschheit als das Reich Gottes (civitas Dei), wie Augustin es geschaut hat, als der *weltweite Gottesstaat,* unter dessen Fittichen auch die irdischen Angelegenheiten sich am günstigsten gestalten würden. Diesem idealen Traum vom *Imperium* der Kirche entsprach auch tatsächlich ihre Machtstellung im Mittelalter. Sie kommt am stärksten in der Bulle „Unam sanctam" Bonifaz' VIII. zum Ausdruck mit der Theorie von den zwei Schwertern, die der Kirche zur Verfügung stehen, das geistliche und das weltliche.

Das Mittelalter sank dahin. Die revolutionäre Reformation leugnete jede äußere Autorität in religiösen Dingen und verwies die Religion ganz auf den inneren Gewissensbereich des Individuums. Demgegenüber mußte die Kirche die Gebundenheit der Menschen an Christus, Offenbarung und Kirche betonen. So erschien jetzt die Kirche als *Autoritätskirche,* ausgestattet mit göttlichen Rechten, als eine von Gott geschaffene, alle Menschen verpflichtende, heilsnotwendige Einrichtung. Die Betonung des Unterschiedes zwischen der hierarchischen und hörenden Kirche erlangte ihren Höhepunkt im Unfehlbarkeitsdogma des Vatikanums. Dabei gingen manche in der Einseitigkeit soweit, die Kirche fast nur als eine *Organisation* neben anderen zu betrachten, wie einen Verein unter Vereinen. Als solcher wird sie auch staatlicherseits angesehen. Oder man verstand unter Kirche gar nur die kirchliche Obrigkeit mit ihren Geboten und Verboten und übersah, daß es außer der lehrenden auch eine hörende Kirche gibt, zu der jeder von uns gehört, so daß die Kirche unsere eigenste Angelegenheit ist.

Bei aller Anerkennung der Autorität ist doch der heutigen Zeit dieses Bild zu juridisch und zu einseitig-äußerlich. Wir möchten mehr das Wesentliche, Innere und Übernatürliche sowie den Gedanken der Gemeinschaft hervorgehoben wissen. So kehren wir heute wie in anderen Belangen auch hierin wieder zur ursprünglichen Auffassung der Kirche als *Christusgemeinschaft* zurück: Die Kirche der „geheimnisvolle Leib Christi. Vielleicht ist gerade auch dieses Kirchenbild ein Mittel, die außenstehende Christenheit zur Vereinigung mit der katholischen Kirche einzuladen. Alle geschilderten Bilder von der Kirche sind zu jeder Zeit wahr. Aber je nach der Gesamteinstellung der betreffenden Zeit drängt sich das eine oder andere mehr in den Vordergrund.

In der Tat ist die Idee der Christusgemeinschaft die treffendste und umfassendste und am meisten der heutigen Zeit angepaßte Auffassung von der Kirche. Es ist das *treffendste Bild.* Die Heilige Schrift gebraucht für die Kirche auch andere Bilder: Das Volk Gottes, Braut Christi, göttlicher Weinstock, Saat Gottes usw. Dennoch ist das Bild vom Leib Christi nicht nur ein Bild unter Bildern, sondern jenes Bild, das am besten das ganze Wesen der Kirche wiedergibt. Die Theologen des Vatikanischen Konzils empfahlen das Bild vom mystischen Leib Christi aus folgenden Gründen: „1. In Sacris Litteris Ecclesia Christi nullo alio schemate frequentius, accuratius et dissertius proponitur; 2. eodem schemate continetur ipsa intima Ecclesiae essentia, et praestantissima, i. e. divina eiusdem species ac vis, a qua veluti a parte potiori ac nobiliori descriptionis ducitur initium; accedit 3. ratio polemica, scilicet ut statim a principio excludatur vulgata apud novatores tam recentiores . . . quam vetustiores exceptio, quasi per Catholicos tota Ecclesiae veritas revocetur ad externa et sensibilia tantum . . . Apparet insuper 4. nisi illa interna Ecclesiae species habeatur ob oculos, constitui aestimarique, ut par est, de iis non posse, quae ad ipsam externam eiusdem faciem spectant; et notum est 5. ipsam imprimis esse mystici corporis speciem, quae nunc inter homines adeo carnales ac mundanos aut penitus ignoratur, aut, uti oportet, non attenditur. Quare illa videbatur ante omnia in animo fidelium excitanda" (Collectio Lacensis, VII, 578).

Diesen Gründen können noch weitere angefügt werden. Das Bild vom Leib Christi ist für die Kirche das *umfassendste Bild;* es gibt unter den verschiedenen Bildern am meisten die verschiedenen Seiten der Kirche wieder. Es drückt vor allem sowohl ihre sichtbare wie ihre unsichtbare Seite aus. Denn wie der Leib des Menschen eine sichtbare Erscheinung des menschlichen Geistes ist und eine Bezeugung des Unvergänglichen im Vergänglichen, so strahlt uns aus den Gliedern des Leibes Christi seine Gottheit entgegen. Sodann besagt dieses Bild die innigste Verbindung mit

Christus und den Ursprung aus ihm. Zwar kann auch jede natürliche Gesellschaft mit einem Leib verglichen werden. Aber keine natürliche Körperschaft ist der „Leib" ihres Stifters. So deutet unser Bild auf einen einzig dastehenden übernatürlichen Sachverhalt hin. Es erinnert ferner daran, daß Christus ständig in der Kirche fortlebt und in ihr weiterwirkt bis zum Tage der Vollendung am Ende der Zeiten, ähnlich wie das Haupt den Leib lenkt und leitet. Es stellt uns vor Augen, wie Christus in das Leben der Kirche eingeht und diese ihrerseits in Christus aufgeht. Ein wahrhaft begeisternder Gedanke! Der einzelne Christ fühlt sofort seine enge Verbindung mit Christus heraus, ist er doch dessen Glied, mit ihm eins, wie die Organe mit dem Leib eins sind. Dabei leuchtet die Über- und Unterordnung und die Verschiedenheit der Aufgaben der Glieder dieses einen Leibes auf, wie auch die gegenseitige liebevolle Dienstleistung. Endlich wird das übernatürliche Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche in Erinnerung gerufen, wie Seele ein Korrelativ zu Leib ist. So haben wir hier das allseitigste und zutreffendste Bild für die Kirche vor uns.

Endlich ist das Bild vom corpus Christi mysticum am meisten der *heutigen Zeit angepaßt,* sowohl nach außen wie nach innen hin. Nach *außenhin,* insofern es sich gerade verschiedenen Häresien unserer Zeit entgegenstellt. Gegenüber dem Naturalismus und Rationalismus wird der Gläubige auf seine geheimnisvolle Verbindung mit dem Gottmenschen Christus verwiesen, wie sie die Offenbarung uns lehrt. Der Gedanke dieser Christusgemeinschaft ist sodann ein Heilmittel gegen den liberalen Individualismus, der die Rechte und die Bedeutung der Einzelperson übertreibt; in Wahrheit lebt und gedeiht das einzelne Glied am Leibe nur in Verbindung mit den übrigen. Dem Nationalismus wird das Wort entgegengehalten: „Es gilt weder Jude noch Grieche ... ihr seid alle eins in Christus Jesus" (Gal 3, 28). Heute ist weithin eine falsche Auffassung von der Gesellschaft verbreitet, in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht, die den Gemeinschaftsgedanken überspannt und dem Individuum als solchem jedes Recht abspricht. Die Lehre vom geheimnisvollen Leib Christi betont einerseits den Gemeinschaftsgedanken, läßt aber anderseits die Rechte des einzelnen unangetastet. Denn nach ihr stärkt alles, was die Verbindung des einzelnen Gliedes mit Christus fördert, gleichzeitig auch die Einheit der anderen untereinander und mit Christus. *Innerkirchlich* wird unsere heutige Zeit besonders stark durch die in sich so erfreuliche liturgische Bewegung beeinflußt. Diese wird aber in ihrer Tiefe nur vom Boden des corpus mysticum her verständlich: als erhabenste Gemeinschaft mit Christus und der Glieder untereinander. „Und zwar fordert die Liturgie

wesenhaft diese Gemeinschaft, weil sie eine Handlung in der Einheit des corpus mysticum ist, in der Haupt und Glieder, zu einer Einheit verbunden, ihre Feier der heiligen Geheimnisse begehen. Die Liturgie schafft nicht erst die Gemeinschaft, sondern setzt sie voraus und fordert sie ontologisch so notwendig und so wesentlich, daß sie ohne diese gar nicht wäre. Für die volle Feier und das Verständnis der Liturgie ist also das Bewußtsein der Einheit in dem einen mystischen Leib Voraussetzung" *(F. Jürgensmeier,* Der mystische Leib Christi, Paderborn 1934[3], 158 f.). Nach all dem ist es begreiflich, warum Pius XI. die Lehre vom Leib Christi eine herrliche Lehre („pulcherrima doctrina") nennen konnte (Enzykl. De sacerdotio Christi, Acta Ap. S. 28 [1936], 12) und sein Nachfolger uns ein eigenes Rundschreiben darüber schenkt. Es ist gewiß im Plane der göttlichen Vorsehung gelegen, daß diese Lehre heute wieder im Vordergrund steht.

Vor allem ist es notwendig, sich einen *klaren Begriff* zu erarbeiten, inwiefern die Kirche der geheimnisvolle Leib Christi genannt werden kann. Zu diesem Zwecke bieten wir zunächst die biblische Grundlage dieser Lehre (II), fügen daran einige theologische Erörterungen über dieses paulinische Bild (III) und stellen als Ergebnis eine Definition der Kirche als corpus Christi mysticum auf (IV)[1].

II. Die Lehre der Hl. Schrift.

Jede wahre menschliche Gesellschaft (z. B. ein Staat; vgl. bei Livius, Hist. 2, 32, die Rede des Menenius Agrippa) kann mit einem leiblichen Organismus verglichen werden. Denn wie der organische Leib aus mehreren Gliedern besteht, die an Vollkommenheit, Gestalt und Tätigkeit sich voneinander unterscheiden, aber dennoch auf eine harmonische Gemeinschaft und auf das Wohl des Ganzen hingeordnet und durch ein gemeinsames Lebensprinzip — die Seele — miteinander verbunden sind, so besteht auch eine menschliche Gesellschaft aus mehreren Gruppen von Menschen, die miteinander durch eine gemeinsame Autorität und gemeinsame Pflichten verknüpft sind und gemeinsam das gleiche Ziel anstreben. So ist es auch mit der von Christus gestifteten Kirche: *Paulus* vergleicht sie mit dem menschlichen Leib. Allerdings geht sein Bild, wie wir sehen werden, noch weiter. Wir können die gesamte paulinische Lehre von der Kirche als dem

[1]) Das ganze Problem behandelt am gründlichsten: *S. Tromp* (Corpus Christi quod est Ecclesia, Rom 1937; Spiritus Sanctus anima Ecclesiae, Rom 1932) und *E. Mersch* (Le corps mystique du Christ, 2 Bände, Brüssel 1936). Erwähnt sei auch *F. Jürgensmeier,* Der mystische Leib Christi.

Leibe Christi in folgende vier Einzelbehauptungen auseinanderlegen: 1. Die Kirche ist ein organischer Leib; 2. und zwar der Leib Christi; 3. Christus ist das Haupt dieses Leibes, wir seine Glieder; 4. Christus und die Gläubigen zusammen bilden einen einzigen Leib, der immer weiter wächst und sich vervollkommnet.

1. Die Kirche ist ein *einheitlicher Leib mit verschiedenen Organen.* Unter den Christen von Korinth war wegen verschiedener Ämter und Geistesgaben Uneinigkeit entstanden. Um sie zur Einheit zu mahnen, bringt Paulus das Bild vom menschlichen Leib mit seinen verschiedenen Organen. „*Wie der Leib nur einer ist und doch viele Glieder* hat, alle Glieder des Leibes aber trotz ihrer Vielheit nur einen Leib bilden, so verhält es sich auch mit Christus. Denn in der Taufe sind wir alle, Juden und Heiden, Sklaven und Freie, durch einen Geist zu einem Leib verbunden . . . Auch der Leib besteht ja nicht aus einem Glied, sondern aus vielen . . . Gott hat jedem Glied seinen Platz am Leibe angewiesen, wie er wollte. Wären sämtliche nur ein Glied, wo bliebe der Leib? So aber gibt es viele Glieder, jedoch nur einen Leib. Das Auge darf nicht zur Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht . . . Gott hat den Leib so eingerichtet . . ., damit es im Leibe keine Unordnung gebe, sondern die Glieder einträchtig für einander Sorge tragen. Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit; wird ein Glied geehrt, so freuen sich alle Glieder mit. *Ihr seid der Leib Christi* und, als Teile betrachtet, *seine Glieder.* Die einen bestimmt Gott in der Kirche zu Aposteln, andere zu Propheten, wieder andere zu Lehrern, ferner für Wundertaten, für Krankenheilungen, für Ämter . . . Sind nun alle Apostel? Alle Propheten? Alle Lehrer?“ (1 Kor 12, 12—30.) Daran fügt Paulus die Mahnung, daß höher noch als die aufgezählten Charismen die Gottesliebe steht, die daher jeder anstreben muß.

Im Briefe an die Römer mahnt er jene, die irgend ein kirchliches Amt innehaben, trotzdem bescheiden von sich zu denken. Denn diese Ämter mit den damit verbundenen Gnaden stehen als Organe im Dienste der Gesamtheit. „Wie wir an dem einen Leib viele Glieder haben, die Glieder aber nicht alle den gleichen Dienst verrichten, so bilden *wir alle zusammen einen Leib in Christus,* die einzelnen sind aber untereinander Glieder, ausgestattet mit verschiedenen Gaben“ (Röm 12, 4 ff.). „Weil es nur ein Brot ist, so sind *wir alle nur ein Leib,* die wir am einen Brot teilhaben“ (1 Kor 10, 17). „Ihr seid *ein Leib* und ein Geist, wie ihr auch bei euerer Berufung zu einer Hoffnung berufen wurdet“ (Eph 4, 4). Dann werden auch hier die verschiedenen kirchlichen Ämter als Organe eines Leibes aufgezählt. Kurz heißt es Kol 3, 15: „Der Friede Christi herrsche in eueren Herzen, für ihn seid ihr ja als *ein Leib* berufen.“

So bilden die Gläubigen der Kirche Christi zusammen einen *lebendigen Organismus,* einen Leib. Die einzelnen Glieder sind von einander verschieden, sind aber auf einander hingeordnet wie die Organe eines Leibes auf einander angewiesen sind und einander dienen. Sie haben nicht ein getrenntes Leben, sondern ein Leben gemeinsam mit den übrigen Gliedern, an dem das einzelne teilnimmt.

2. Die Kirche ist der *Leib Christi.* So heißt es 1 Kor 12, 27: „Ihr (Gläubige) seid der Leib Christi und als Teile betrachtet seine Glieder." Und Röm 12, 5: „Wir alle zusammen bilden einen Leib in Christus." Kol 1, 24: „Ich freue mich der Leiden, die ich für euch erdulde. Ich leiste so für den *Leib Christi, die Kirche,* an meinem Fleische, was von den Leiden Christi noch aussteht." Daß wir Glieder am Leibe Christi sind, besagt 1 Kor 6, 15: „Wißt ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Christi sind?" 1 Kor 12, 12 f. wird dieser Leib geradezu Christus genannt: „Wie der Leib nur einer ist und doch viele Glieder hat, die aber trotz ihrer Vielheit nur einen Leib bilden, so verhält es sich auch mit *Christus.* Denn in der Taufe sind wir alle . . . zu einem Leib verbunden."

3. Christus ist *das Haupt* des Leibes, der da die Kirche ist. „Alles hat er (Gott) ihm (Christus) zu Füßen gelegt und ihn zu dem alles überragenden *Haupt der Kirche* gemacht; sie ist sein *Leib,* erfüllt von ihm, der alles in allem erfüllt" (Eph 1, 22 f.). „Wir wollen in den hineinwachsen, der das Haupt ist, in Christus; von ihm aus wird der ganze Leib durch den Dienst eines jeden Gliedes zusammengefügt und zusammengehalten und jedem Teile seine bestimmte Arbeit zugemessen" (Eph 4, 15 f.). Hier wird auch angedeutet, inwiefern Christus das Haupt ist. Später (5, 23) heißt es: „Der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist, er der Erlöser seines Leibes. Wie die Kirche Christus untertan ist, so sollen es auch in allem die Frauen ihren Männern gegenüber sein." Christus „ist das Haupt des Leibes, der Kirche. Er ist auch der Anfang, der Erstgeborene unter den Toten. So wollte er in allem den Vorrang haben" (Kol 1, 18). „Niemand soll euch um den Siegespreis bringen, niemand . . ., der nicht am Haupte festhält. Von ihm wird der ganze Leib mit Sehnen und Bändern ausgestattet und zusammengehalten und nimmt so an Wachstum in Gott zu" (Kol 2, 18 f.).

4. Wir bilden zusammen mit Christus einen *einzigen Leib,* der durch *Wachstum* immer zunimmt. Zwar gebraucht Paulus an zwei Stellen (Eph 1, 22 und Kol 1, 18) das Wort Leib (Leib der Kirche) für etwas von Christus Unterschiedenes, so wie auch wir manchmal das Wort Leib nicht für den ganzen Menschenleib nehmen. An sich aber versteht Paulus unter dem Leib, der da

ist die Kirche, *Christus* (das Haupt) und die *Gläubigen* (die Glieder) *zusammen*. Dabei versteht er unter Christus — darauf sei nur im Vorübergehen hingewiesen — den ganzen Christus, Gottheit und Menschheit, Leib und Seele, und nicht etwa bloß seine Menschheit oder gar bloß sein körperliches Haupt. Wir Gläubige bilden mit diesem Christus zusammen den Leib Christi, die Kirche, die ein *einziger* Leib ist. „Wie nämlich der Leib nur einer ist und doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber trotz ihrer Vielheit *nur einen Leib* bilden, so verhält es sich mit *Christus*" (1 Kor 12, 12). Schon Chrysostomus (Hom. 30, 1; Migne PG 61, 250), dem gewiß niemand eine Neigung zu Pseudomystizismus nachsagen wird, bemerkt zur Stelle: „Ita et Christus, dicit Apostolus. Debuisset dicere — haec enim sequebantur ex praecedentibus —: Ita et Ecclesia. Sed Ecclesiae loco Christum ponit. Sicut enim corpus et caput sunt unus homo, sic Ecclesiam et Christum unum esse dicit Apostolus." Die gleiche Bemerkung macht Augustin (De Gen. ad litt. 11, 24, 31).

Den Grund dieser Einheit gibt Paulus im folgenden Vers 13 an: „Denn in der Taufe sind wir alle . . . durch *einen Geist* zu einem Leib verbunden; alle sind mit *einem Geist* durchtränkt." Und 1 Kor 6, 17 heißt es: „Wer dem Herrn anhängt, ist ein Geist", d. h. einer mit Christus, weil er an dem einen Hl. Geiste, der auch in Christus, dem Haupte, wirksam ist, teilhat. Wie der Mensch durch die eine geistige Seele einer ist, so ist die Kirche ein Leib in Christus, weil überall der Hl. Geist tätig ist und alles zusammenhält. Der Hl. Geist teilt allen die heiligmachende Gnade mit und verteilt außerdem in der Kirche auf verschiedene Weise die Amtsgnaden: „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber es ist ein und derselbe Geist. Es gibt verschiedene Ämter, aber es ist ein und derselbe Herr. Es gibt verschiedene Kraftwirkungen, aber es ist ein und derselbe Gott, der alles in allem wirkt . . . Dem einen wird durch den Geist die Gabe der Weisheit verliehen . . . Das alles wirkt ein und derselbe Geist, der jedem seine Gaben zuteilt, wie er will (1 Kor 12, 4—11).

Daher mahnt Paulus: „Seid eifrig darauf bedacht, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren. Ihr seid ja *ein Leib und ein Geist,* wie ihr auch bei euerer Berufung zu einer Hoffnung berufen wurdet. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe" (Eph 4, 3 ff.). Daß Christus mit seiner Kirche zusammen nur eine Person darstellt, erfuhr Paulus im Augenblick seiner Bekehrung vor Damaskus: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du *mich*? . . . Ich bin *Jesus,* den du verfolgst" (Apg 9, 4 f.). In diesem Sinne hat unzähligemale Augustin diese Stelle ausgelegt, aber auch schon vor ihm verschiedene Väter: Origenes (In Jo 1, 12), Athanasius (C. Arian. 2, 80), Didymus v. Alex. (De Trin. 3, 3),

Basilius (Epist. 8, 8), Ephräm (De Poenit., ed. Vat. VI, pag. 596). Endlich kommt diese Einheit des Leibes Christi durch die von Paulus häufig gebrauchte Formel „in Christus" oder „in Christus Jesus" zum Ausdruck.

Wie einst der Knabe Jesus an Alter zunahm und wuchs, so muß nach Paulus auch der neue Christus *wachsen* und heranreifen *zum vollendeten Mann;* quantitativ, insofern immer weitere Menschen an Christus glauben und so ihm einverleibt werden, qualitativ, insofern der einzelne Gläubige immer mehr durch Vollkommenheit in Christus hineinverwurzelt wird und mit dem Haupte zusammenwächst. Die Apostel sollen durch Verkündigung des Evangeliums „die Heiligen zur Ausübung ihres Amtes heranbilden, zum *Aufbau des Leibes Christi,* bis wir alle zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes, *zur vollkommenen Mannhaftigkeit,* zur *Vollreife* des Mannesalters Christi gelangen . . . Wir sollen nach jeder Hinsicht in den *hineinwachsen,* der das Haupt ist, in Christus . . . So vollzieht sich das *Wachstum des Leibes,* bis er durch die Liebe erbaut ist" (Eph 4, 12—16).

Die Kirche der Leib Christi, eins mit Christus, das ist das Lieblingsbild Pauli, das er immer wieder gebraucht und nach den verschiedensten Seiten hin abwandelt. Es ist wahrhaftig aus der Begeisterung für Christus und seine Kirche geboren und geeignet, Begeisterung zu wecken. „Wir in Christus", „Christus in uns", ja „wir Christus" — das ist dem Völkerapostel die Kirche Christi, ihm, der sich wie kaum ein zweiter nach ihm für die Kirche hingeopfert hat.

III. Theologische Erörterungen

In den Vordergrund schiebt sich die Frage: Wie ist denn das paulinische Bild vom Leibe Christi genauer zu verstehen? Um darauf besser antworten zu können, legen wir zunächst dar, inwiefern Christus das Haupt des Leibes der Kirche ist (1) und daß zwischen Christus und uns eine übernatürliche Lebensgemeinschaft besteht (2). Dann erst können wir die Frage beantworten, wie tiefgehend die Einheit zwischen Christus und den Gläubigen ist, d. h. wie das Bild vom Leibe Christi genauer aufzufassen, mit anderen Worten, welches die Gegenwartsweise Christi in seiner Kirche ist (3).

1. Christus das Haupt

Zwischen Haupt und Leib muß in einem Organismus *Homogeneität* bestehen. Unser Haupt wurde Christus durch Annahme unserer Menschennatur, so daß er Fleisch von unserem Fleische ist. Zweck der Menschwerdung aber war unsere Vergöttlichung,

unsere Angleichung an die göttliche Natur Christi. Haupt seiner Kirche ist daher der ganze Christus mit *Gottheit und Menschheit.* Er ist das a) durch seine Würde, b) durch die äußere Leitung und c) durch die innere Leitung der Kirche.

a) Durch die Würde. Das Haupt ist das angesehenste, würdigste Glied des ganzen Leibes. So hat Christus unter allen Gliedern des Leibes (der Kirche) den Vorrang. In diesem Sinne nennt ihn Paulus unser Haupt. „Er ist das Ebenbild Gottes des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Denn in ihm ist alles erschaffen . . . alles ist durch ihn und für ihn geschaffen. *Er steht an der Spitze von allem* . . ., er ist das Haupt des Leibes, der Kirche. Er ist auch der Anfang, der Erstgeborene unter den Toten. So wollte er *in allem den Vorrang haben;* denn es war Gottes Wille, in ihm die ganze Fülle der Gnade wohnen zu lassen und durch ihn alles zu versöhnen . . ., indem er durch sein Blut am Kreuze Frieden stiftete" (Kol 1, 13 bis 20). Auch als Mensch, als Glied der Kirche, ist Christus wegen der hypostatischen Union der Schöpfer von allem, insbesondere auch der Schöpfer der Kirche durch seinen Tod am Kreuze, durch den er uns alle Gnaden verdient hat. In ihm selbst aber wohnte die Gnade im höchsten Maße. Daher ist er auch für jeden Christen das höchste *Vorbild.* Er muß „in uns Gestalt gewinnen" (Gal 4, 19), wir müssen uns nach ihm formen, ein anderer Christus werden. Wir müssen sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir" (Gal 2, 20). Nach Paulus steht Christus nicht außerhalb der Kirche, sondern innerhalb derselben und nimmt dort den ersten Platz ein, ist ihr Haupt.

b) Durch die äußere Leitung. Christus ist nicht nur Vorbild (causa exemplaris), sondern auch die *Wirkursache* (causa efficiens) seiner Kirche. Er hat sie gegründet, indem er seine Macht und Sendung, als er von der Erde schied, den Aposteln übergab. In seinem Namen müssen sie und ihre Nachfolger bis zum Ende der Zeiten allen Völkern seine Lehre verkünden (Lehramt), sie taufen und ihnen die übrigen Sakramente spenden (Priesteramt) und sie in der Zucht seiner Gebote erhalten (Hirtenamt = Königsamt). „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker. Tauft sie . . . und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Mt 28, 18 ff.). Christus hat die *drei Ämter der Kirche* eingesetzt und durch sie *regiert er die Kirche durch alle Zeiten* hindurch, wie das *Oberhaupt* eines Staates diesen lenkt und leitet. „Die einen bestimmte er (Christus) zu Aposteln, die anderen zu Propheten, wieder andere zu Verkündern des Evangeliums oder zu Hirten und Lehrern. Sie sollen die Heiligen zur Ausübung ihres

Amtes heranbilden, zum Aufbau des Leibes Christi" (Eph 4, 11 f.; vgl. 1 Kor 12, 27). Er ist der Herr der Kirche, diese ist in allem von ihm abhängig, darf über sein Erbe nicht willkürlich schalten und walten, sondern gemäß den Anordnungen Christi. Genau seine Lehre muß verkündet werden; die Sakramente, die er eingesetzt hat, sind zu spenden, und zwar geschieht das nur dann gültig, wenn der jeweilige Spender durch die Intention, Christi Sakrament zu spenden, mit diesem in geistige Verbindung tritt; seine Gebote müssen eingeschärft werden, kraft der Autorität Christi. Die Inhaber der von ihm eingesetzten Ämter üben diese im Namen Christi aus, der das unsichtbare Haupt der Kirche ist und bleibt für alle Zeiten.

Noch mehr, er selbst ist immer seiner Kirche nahe und leitet sie durch seine *besondere Vorsehung*. Wie der Mensch durch die Sinne, die im Haupte ihren Sitz haben (Gesicht, Gehör, Gehirn), die dem übrigen Leib drohenden Gefahren wahrnimmt und diese sorgsam abwendet, so ist Christus zu allen Zeiten als unsichtbares Haupt für seine Kirche besorgt. Nicht bloß durch sein göttliches, sondern auch durch sein menschliches Wissen überschaut er alles, was vom Beginne der Welt an bis zu ihrem Ende sich ereignet. Er durchschaut jeden Menschen, der in diese Welt eintritt, nichts ist vor seinem Auge verborgen. Christus kennt daher alle Gefahren, die seiner Kirche in irgendeiner Zeitperiode drohen, und kann, wenn er will, sich Menschen auswählen und sie mit den entsprechenden Gaben ausrüsten, die Gefahren abzuwenden oder doch abzuschwächen. Treffend sagt *Augustinus:* „Caput nostrum ad dexteram Patris interpellat pro nobis; alia membra recipit, alia flagellat, alia mundat, alia consolatur, alia creat, alia vocat, alia revocat, alia corrigit, alia redintegrat" (In Ps 85, 5). Nicht bloß die Kirche als Ganzes, sondern auch jedes einzelne Glied derselben untersteht der Leitung durch Christus, das Haupt. Wie vom Haupte her das ganze Leben des Leibes beherrscht wird, wie alle bewußten und gewollten Regungen der Glieder des Leibes vom Haupte aus befohlen und geleitet werden, so regiert Christus den Leib der Kirche. Alle Gläubigen sind seine Untertanen.

So wird die Kirche vom Haupte her zusammengehalten, von ihm erhält sie ihre Einheit und Festigkeit. „Von ihm (dem Haupte) wird der ganze Leib mit Sehnen und Bändern ausgestattet und zusammengehalten und nimmt so an Wachstum in Gott zu" (Kol 2, 19). „Der Apostel stellt sich also vor, daß das Haupt der physische Knotenpunkt und Halt aller Bänder und Fesseln ist, daß das System der Bänder und Fesseln irgendwie — direkt oder indirekt — mit dem Haupte verbunden ist. Es ist also gewissermaßen der ganze Leib durch die Bänder und Fes-

seln am Haupte aufgehängt . . . Das ist eine Anschauung, die dem wirklichen anatomischen Befund nicht entspricht . . . Die Wahrheit aber, die uns durch diesen Vergleich nahegebracht werden soll und die von der Richtigkeit des Bildes vollkommen unabhängig ist, ist klar und eindeutig genug ausgedrückt: Christus ist die *Ursache der Einheit der Kirche.* Diese Einheit wird äußerlich bewirkt durch die ‚Bänder und Gelenke', durch die von Christus bestellten Träger der kirchlichen Ämter" *(L. Deimel,* Leib Christi, 142).

c) Durch die innere Leitung. Nach der antiken medizinischen Anschauung, die auch dem Apostel hier vorschwebt, strömten die Lebenskräfte vom Haupte her auf die anderen Glieder über. So strömt, will der Apostel sagen, *von Christus her alles übernatürliche Leben* auf die Glieder der Kirche aller Zeiten über. Ohne ihn gibt es kein übernatürliches Leben. Das verstehen wir unter der „inneren" Leitung der Kirche; das übernatürliche Leben ist ja das Innerste der Kirche, während die äußere Leitung durch die drei Ämter mehr die juridische, auch nach außenhin zutage tretende Seite ist. Daß in Wirklichkeit im menschlichen Organismus das natürliche Leben nicht vom Haupte ausströmt, tut nichts zur Sache. Denn es kommt darauf an, was Paulus durch das Bild ausdrücken will. Im übrigen stammt auch nach der heutigen wahren medizinischen Auffassung in gewissem Sinne jede Tätigkeit des Leibes vom Haupte. Denn das Gehirn, dessen sich die Seele bei allen Lebenstätigkeiten bedient, hält sozusagen die ganze Herrschaft über die Funktionen der körperlichen Organe als höchste Instanz in Händen. Das Gehirn und Rückenmark, d. h. das Zentralnervensystem, nebst dem mit letzterem verbundenen sympathischen oder vegetativen Nervensystem, löst sämtliche Funktionen der Körperorgane aus durch die sogenannte Innervation. Ohne diese gibt es normalerweise keine organische Tätigkeit. So wird das gesamte übernatürliche Leben der Kirche und aller ihrer einzelnen Glieder von Christus geleitet.

Inwiefern? Vor allem grundlegend, insofern er uns durch seinen Kreuzestod alle Gnaden verdient und uns wieder in die Übernatur zurückversetzt hat. Auch hat er seiner Kirche den Heiligen Geist, der alle Gnade bewirkt, gesendet. So stammt die heiligmachende Gnade und jede aktuelle Erleuchtung und Anregung jeder einzelnen Seele von Christus. Das lehrt ausdrücklich das Trienter Konzil: „Ipse Christus Jesus tamquam caput in membra et tamquam vitis in palmites in ipsos justificatos jugiter virtutem influit, quae virtus bona eorum opera semper antecedit, comitatur et subsequitur et sine qua nullo pacto Deo grata et meritoria esse possunt" (Denz. 809).

Doch noch mehr. Im hl. Meßopfer opfert Christus täglich, ja stündlich bis zum Ende der Zeiten sich selbst und mit sich auch seine Glieder, die Kirche, dem Vater im Himmel auf und wendet uns so seine Gnade zu. In den Sakramenten ist er der hauptsächliche Spender. Bei jedem einzelnen Sakrament, das gespendet wird und das aus sich Gnade vermittelt, geht vom Menschen Christus auf den Empfänger ein wirkursächlicher Einfluß aus. Namentlich in der Taufe reinigt er seine Kirche „mit dem Wasserbad im Wort des Lebens, um sich die Kirche herrlich zu gestalten" (Eph 5, 26). So „hegt und pflegt er seinen Leib" (5, 29) insbesondere noch auf ganz geheimnisvolle Weise in der Eucharistie. Da wird die Seele des Christen genährt mit dem Fleische und Blute Christi und durch die Liebe immermehr eins mit ihm. „Ist der Segenskelch, den wir segnen, nicht Teilnahme am Blute Christi? Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilnahme am Leibe Christi? Weil es nur ein Brot ist, so sind wir alle nur ein Leib" (1 Kor 10, 16 f.). Da werden wir Christen mit dem übernatürlichen Leben Christi erfüllt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm. Wie ich durch den Vater lebe, so wird auch der, der mich ißt, durch mich leben" (Jo 6, 56 f.). Ja, sogar unser Leib wird durch die Berührung mit dem Fleische Christi geheiligt. Daher erachtet Christus auch unsere Leiber als seine Glieder, als Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Bein und wird deswegen unseren Leib einst auferwecken und dem seinen gleichgestalten.

2. *Übernatürliche Lebensgemeinschaft*

Nach all dem besteht wegen der äußeren und inneren Leitung durch Christus zwischen ihm und uns eine geheimnisvolle Einheit, weswegen wir mit Recht vom *„geheimnisvollen"* Leib Christi sprechen (corpus Christi mysticum), wenngleich sich in der Schrift selbst die Beifügung geheimnisvoll nicht findet. Auch auf eine natürliche Gesellschaft von Menschen wenden wir die Bezeichnung „ein Organismus", „ein Leib" an und nennen den Lenker derselben Oberhaupt. Doch in einem viel abgeschwächteren Sinn, als wir von Christus dem Haupte der Kirche sprechen. Denn schon bezüglich der äußeren Leitung besteht ein großer Unterschied, da der erste Gründer z. B. eines Staates nicht auch in seinen Nachfolgern weiterlebt und nicht nach seinem Tode durch sie weiterhin den Staat leitet. Den Untertanen sein eigenes Leben einflößen und sie so bis ins Innerste hinein leiten, vermag schon gar niemand. Daher wird der Staatenlenker wohl das Haupt des Reiches genannt, nicht aber bezeichnen wir das Reich als den Leib des Regenten. So besteht zwischen Christus und seiner Kirche eine ganz *einzig dastehende,* wahrhaft geheimnis-

volle *Lebensgemeinschaft*. Haupt und Glieder eines und desselben Leibes bilden eine organische Einheit, beide werden vom gleichen Leben durchpulst. Dasselbe sagt Christus mit dem Gleichnis vom Weinstock: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt viel Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts tun" (Jo 15, 5).

Wir leben mit Christus *ein* Leben. Christus und der Christ sind vom gleichen Lebensprinzip durchdrungen, vom Heiligen Geist: „In der Taufe sind wir alle ... durch einen Geist zu einem Leib verbunden, alle sind mit einem Geist durchtränkt" (1 Kor 12, 13). Wir müssen „in Christus, der das Haupt ist, hineinwachsen" (Eph 4, 15). Christus erneuert in uns immer wieder sein eigenes Leben, seinen Tod und seine Auferstehung: „Wißt ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft worden sind, in seinen Tod eingetaucht wurden? Wir wurden also durch die Taufe in den Tod mit ihm begraben. Aber wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferstanden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn sind wir mit ihm verwachsen durch die Herrlichkeit mit seinem Tode, so werden wir es auch sein durch die Herrlichkeit mit seiner Auferstehung" (Röm 6, 3 ff.).

Wir leben in Christus, Christus lebt in uns. Nicht weniger als hundertvierundsechzigmal findet sich bei Paulus die Formel „In Christus", „In Christus Jesus". In der überwiegenden Mehrzahl ist dabei unsere eben geschilderte Lebensgemeinschaft mit Christus gemeint. Christus seinerseits lebt in uns. Er wohnt in uns (Röm 8, 10). Darin besteht das tiefste Wesen und die geheimnisvolle Herrlichkeit unseres Christenstandes (2 Kor 13, 5; Kol 1, 27). Christus muß in uns Gestalt gewinnen (Gal 4, 19), so daß wir schließlich sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir" (Gal 2, 20; vgl. 3, 19; Röm 13, 14; Kol 3, 9 ff.). Das ist die paulinische Christusmystik. Diese kommt auch in den sogenannten Christus-Genetiven zum Ausdruck. „In den paulinischen Briefen finden sich nicht weniger als einundzechzig Substantive — es handelt sich hier durchwegs um religiöse Grundbegriffe des Apostels —, mit denen Christus, Christus Jesus, der Herr im Genetiv verbunden erscheint" *(A. Wikenhauser,* Die Christusmystik des hl. Paulus, in: Bibl. Zeitfr., Münster 1928, 12).

Nach dem Gesagten bedeutet in der Wendung *„Der mystische Leib Christi"* mystisch soviel wie geheimnisvoll. Zwischen Christus und den Gläubigen besteht eine übernatürlich-reale Verbindung, die mit der bloßen Vernunft auch nach erfolgter Offenbarung nicht voll erfaßbar ist. Sie ist so voll von Geheimnissen wie die Gnade, die Sakramente, die Eucharistie usw. Der Ausdruck wurde gewählt, um diesen geheimnisvollen Leib zu unter-

scheiden vom individuellen, physischen Leib, den Christus auf Erden sein eigen nannte und den er jetzt im Himmel besitzt, wie auch von seinem eucharistischen Leibe, gegenwärtig im heiligsten Sakrament.

Der *wesentlichste Gedanke* des paulinischen Bildes vom geheimnisvollen Leibe Christi ist folgender: *Christus teilt den Gläubigen ein neues Sein, sein eigenes göttliches Leben mit und vereinigt sie mit sich zu einer einzigen Lebensgemeinschaft.* Das Verhältnis Christi zu seiner Kirche ist nicht mit der geschichtlichen Tatsache erschöpft, daß er sie einst gegründet hat. Nein, er wirkt ständig auf sie ein, er schafft sie immerfort um und gliedert sie sich an. Ununterbrochen ergießt er seinen Lebensstrom in seine Kirche. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von jeder anderen menschlichen Gesellschaft. Die Kirche ist mehr als eine juridische Stiftung Christi. Ihr Wesen liegt tiefer. Sie ist „auf den Gottmenschen aufgebaut, zu seiner Höhe emporgehoben, von seiner göttlichen Würde und Kraft getragen und erfüllt; sie ist der Leib des Gottmenschen, in welchem alle, die in ihn eintreten, zu Gliedern des Gottmenschen werden, um, in ihm und durch ihn ineinandergekettet, an dem göttlichen Leben, der göttlichen Herrlichkeit ihres Hauptes Anteil zu haben . . . Die Kirche ist die innigste und realste Gemeinschaft der Menschen mit dem Gottmenschen, weil sie in der Eucharistie ihren realsten und vollendetsten Ausdruck erhält" *(Scheeben,* Mysterien des Christentums, 506 f.).

3. Christi Gegenwartsweise in der Kirche

Wie ist das Bild vom Leibe Christi also genauer aufzufassen? Welches ist die *Einheit zwischen Christus und seinen Gläubigen?* Inwiefern ist Christus in seiner Kirche (in den Gläubigen) gegenwärtig? Diese Fragen laufen alle auf dasselbe hinaus. In ihrer Beantwortung herrscht bis heute viel Unklarheit, ja dort und da sind auch offene Irrtümer aufgetaucht.

Fassen wir die Fragestellung noch schärfer ins Auge. Wenn wir hier von Christus sprechen, so denken wir dabei nicht etwa bloß an seine Gottheit. Denn daß er mit dieser in jedem Christen gegenwärtig ist, ist so selbstverständlich wie die Lehre von der Allgegenwart Gottes. Es handelt sich vielmehr auch um die *Menschheit Christi.* Denn Haupt seiner Kirche ist Christus seiner menschlichen Natur nach, nur so besteht die für einen Organismus nötige Homogeneität zwischen Haupt und Gliedern. Dabei brauchen wir seine Gottheit nicht wegzudenken. Es fragt sich: Inwiefern bildet Christus mit seiner Gottheit und Menschheit eine Einheit mit den Gläubigen? Welches ist seine Gegenwartsweise in der Kirche? Wir bringen zuerst die irrigen Ansichten, sei es

daß sie per defectum, sei es per excessum fehlen. Zuletzt legen wir unsere Meinung dar.

a) Durch ein Zuwenig irrt die Ansicht, die behauptet, zwischen Christus und den Christen bestehe bloß eine *moralische Einheit*. Eine Einheit also, wie sie z. B. zwischen zwei Freunden oder zwischen den Gliedern einer Ordensgemeinschaft besteht, die alle ein und dasselbe wollen; also eine Gesinnungs- und Liebeseinheit. So wären die Christen eins mit Christus nur insofern, als er der Gegenstand all ihres Denkens und Strebens ist: Ihr Vorbild, der Erlöser von den Sünden, der Verdiener aller übernatürlichen Güter. Ohne ihn ist ja der Christ vor Gott nichts, alles ist er nur durch ihn. Das Band zwischen Christus und seinen Gläubigen ist so stark, daß in diesem Sinne das Bild vom „einen Leibe" zutrifft.

Doch scheint uns diese Ansicht dem dargelegten Offenbarungsgute nicht genügend Rechnung zu tragen. Es wäre diese bloß moralische Einheit, zum Unterschied von der logischen (= bloß gedachten), zwar eine reale Einheit, eine Wirklichkeit, so wie auch zwischen zwei Freunden eine wirkliche Einheit besteht, eine Einheit, wie sie zwischen zwei Nichtfreunden nicht vorhanden ist. Insofern nimmt diese Ansicht auf die Schrift gewiß Rücksicht. Aber doch zu wenig. Denn nach dem Bild vom geheimnisvollen Leib besteht zwischen Christus und den Christen eine *wirkliche Lebenseinheit,* wie zwischen Haupt und Gliedern. Vom Christus zur Rechten des Vaters fließen den Gläubigen ununterbrochen übernatürliche, physische Kräfte zu. Christus ist das Prinzip ihres neuen Lebens. Trennung von ihm bedeutet Tod. Das alles gilt nicht von der bloß moralischen Einheit zwischen zwei Freunden. Die Einheit zwischen Christus und den Christen beruht auf einer Art Neugeburt, einer *physischen* und objektiven *Veränderung,* die in diesen bei der Taufe vorsichgeht. Ja sogar in das leibliche Sein reicht Christi Wirken in den Gläubigen hinein, insofern ihr Leib dem Auferstehungsleib Christi ähnlich werden wird.

b) Doch wäre es zuviel, wollte man deswegen nun anderseits eine *physische Einheit* behaupten. Diese wäre entweder als substantiell oder als akzidentell zu denken. Die substantielle Einheit hinwiederum wäre entweder eine Einheit der Hypostase oder der Natur nach. Doch sind alle diese drei denkbaren Arten einer physischen Einheit in unserem Falle ausgeschlossen.

Eine *Einheit der Hypostase nach* läge vor, wenn Christus und die Christen eine einzige physische Person wären, so wie Christi Menschennatur und seine göttliche Natur zu einer einzigen physischen Person vereinigt sind. Der einzelne Christ hörte dann auf, eine selbständige physische Person zu sein. Dann wären alle

Mängel und Sünden — und wären es auch nur läßliche —, die den einzelnen Mitgliedern der Kirche anhaften, Mängel der Person Christi. Die Schatten der Sünde würden auf Christus fallen. Die Enzyklika Pius' XII. vom „Geheimnisvollen Leib Christi" verurteilt diese Ansicht ausdrücklich. Auch Thomas von Aquin lehrt: „Ecclesia, quae est mysticum corpus Christi, computatur *quasi* una persona cum suo capite, quod est Christus" (S. th. III, 49, 1).

Eine andere Art physisch-substantieller Einheit wäre die *Einigung der Natur nach*. Das wäre in unserem Falle eine absolute Ineinssetzung zwischen Christus und den Christen. Sie wurde z. B. tatsächlich vertreten von *K. Pelz* in seinem Buche „Der Christ als Christus", das indiziert wurde. Darnach wäre Christus kraft seines verklärten Leibes mit seiner Menschheit in uns (15 ff.) und wir in ihm (57 ff.): „In der Erscheinungsform eines realen Menschen", wie er in der Eucharistie „unter den bloßen Gestalten von Brot und Wein" ist (79). Es bestünde eine „Einheit des Fleisches" (93). Da hätten wir eine Abart des Pantheismus vor uns, die man Panchristismus nennen könnte. Sich Widersprechendes wird hier gleichgesetzt. Das heißt in der buchstäblichen Auffassung des paulinischen Bildes vom Leibe Christi aufs äußerste gehen, ohne dafür einen soliden Beweis zu erbringen.

In Wahrheit besteht zwischen Christus und den Gläubigen nicht einmal eine *physisch-akzidentelle Einheit*. Eine solche liegt vor bei Dingen, die weder hypostatisch noch dem Wesen nach eins werden, sondern bloß hinsichtlich eines Akzidens. So sind zwei Steine, die sich physisch berühren, akzidentell vereinigt. Nun liegt eine solche Einheit nicht einmal zwischen Christi Menschheit und dem Kommunikanten vor, da zwischen beiden keine physische Berührung stattfindet. Noch weniger besteht daher diese Einheit zwischen Christus und dem Gliede der Kirche. Denn Christus ist — von der Eucharistie abgesehen — *mit seiner Menschheit überhaupt nicht im Christen gegenwärtig*. Die gegenteilige Auffassung, die tatsächlich von manchen vertreten wurde, weist neuestens Pius XII. in seiner Liturgie-Enzyklika „Mediator Dei" (ganz gegen Ende) ausdrücklich zurück: „Curate, ne falsa commenta eorum propagentur, qui perperam reputent ac doceant humanam Christi naturam clarificatam reapse ac semper praesentia sua in ‚justificatis' habitare."

c) Die richtige Auffassung verteidigt eine *dynamische (= virtuelle) Einheit*. Christus ist insofern „in uns" und „wir in ihm", als er in unserem Innern übernatürliche, physische Wirkungen hervorruft, in jedem Glied seines Leibes. Welches diese Tätigkeit Christi im einzelnen ist, haben wir vorhin dargelegt, als wir von Christus dem Haupte sprachen. Es besteht daher keine

physische Einheit mit ihm, doch anderseits auch wieder mehr als eine bloß moralische. Denn ein Freund, der moralisch mit dem anderen verbunden ist, vermag nicht unmittelbar in dessen Seele physische Wirkungen hervorrufen. So lehrt auch *Franzelin* (De Ecclesia Christi, 310): „Formae loquendi disertaeque explicationes Apostoli ita comparatae sunt, ut licet Ecclesia corpus sit collectivum singulive fideles sint personae per se consistentes, natura individua distinctae tum inter se tum a Christo capite, atque adeo ecclesia non sit pars componens humanam Christi naturam et hoc sensu non physice, sed moraliter corpus Christi, intelligi tamen debet unio non solum exterior, sed omnino intima per continuam realem communicationem et conservationem omnium munium et institutionum, omnium potestatum et sacramentorum, omnium gratiarum et virium supernaturalium, vitae supernaturalis, totiusque denique esse secundum elementa invisibilia et visibilia, quo formaliter est et existit ecclesia Christi." Zwar werden die genannten Wirkungen unmittelbar vom Heiligen Geist in den Seelen erzeugt, aber auf Grund des menschlichen Willens Christi, der nach dem Willen Gottes in seinem Reiche schaltet und waltet. Ähnlich geschahen zu Lebzeiten Christi die Wunder, die er wirkte, durch Gott, aber auf den menschlichen Willen Christi hin. So wirkt Christus in uns auf geheimnisvolle Weise übernatürliches Leben durch seinen Geist, den er uns ständig sendet, wie er verheißen hat: „Wenn ich nicht hingehe, wird auch der Beistand nicht zu euch kommen. Doch gehe ich hin, so werde ich ihn euch senden. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, der wird euch in alle Wahrheiten einführen. Er wird ja nicht von sich aus reden; er wird nur reden, was er hört, und euch die Zukunft künden. Er wird mich dann verherrlichen; er wird ja von dem Meinigen nehmen und es euch geben" (Jo 16, 7 und 13 f.).

Christus und der Heilige Geist — die Seele der Kirche — bilden so ein *Tätigkeitsprinzip:* „Quidquid fit per Spiritum Sanctum, etiam fit per Christum" (S. Thomas, Ephes. 2, lect. 5). Paulus bezieht die übernatürlichen Lebensäußerungen des geheimnisvollen Leibes Christi sowohl auf Christus wie auf den Heiligen Geist. Wir „leben durch den Geist" (Gal 5, 25), es ist aber auch „Christus unser Leben" (Kol 3, 4). Alle Gaben „wirkt ein und derselbe Geist, einem jeden Gnaden zuteilend, wie er will" (1 Kor 12, 11); anderseits ist „einem jeden von uns die Gnade nach dem Maße verliehen, wie Christus sie gegeben hat" (Eph 4, 7). Durch Jesus Christus haben wir die Annahme an Kindesstatt (Eph 1, 5), und „wir haben den Geist der Kindschaft empfangen, indem wir rufen: Abba, Vater" (Röm 8, 15). Neben der Formel „in Christus Jesus" steht bei Paulus äquivalent

auch die Verbindung „im Heiligen Geist" (vgl. *F. Prat,* La théologie de Saint Paul, II[11], 353). Wir sind gerechtfertigt im Geiste (1 Kor 6, 11) und in Christus (Gal 2, 17); geheiligt im Geiste (1 Kor 6, 11) und in Christus (1 Kor 1, 2); beschnitten im Geiste (Röm 2, 29) und in Christus (Kol 2, 11). Wir sind eine Wohnung Gottes im Heiligen Geiste (Eph 2, 22) und ein heiliger Tempel im Herrn (Eph 2, 21); der Heilige Geist wohnt in uns (Röm 8, 9. 11).

So ist nicht zu zweifeln: Zwischen Christus und der Kirche besteht über die moralische Einheit hinaus auch eine dynamische Verbindung. Freilich fragt es sich, ob damit die Gegenwartsweise Christi in seiner Kirche schon erschöpfend erklärt ist. Es ist darüber sicher theologisch noch nicht das letzte Wort gesprochen. Schließlich stoßen wir auch hier auf ein Geheimnis, das mit unserer Vernunft nicht restlos erfaßbar ist.

IV. Definition der Kirche

Auf Grund unserer eingehenden Ausführungen über das Wesen der Kirche fällt uns am Schlusse ganz von selbst die richtige Wesensbeschreibung der Kirche gleich einer reifen Frucht in den Schoß.

Bis in die neueste Zeit stand in den Katechismen folgende Definition: Die Kirche ist die Gemeinschaft aller Christen, die denselben Glauben bekennen, dieselben Sakramente gebrauchen und den römischen Papst als ihr rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen. Diese Wesensbeschreibung geht auf *Bellarmin* (De Ecclesia III, c. 2) zurück: „Coetus hominum eiusdem christianae fidei professione et eorumdem sacramentorum communione colligatus, sub regimine legitimorum pastorum, ac praecipue unius Christi in terris vicarii Romani Pontificis." Doch ist diese Definition wegen ihrer *Unvollständigkeit* abzulehnen. Sie betont einzig die sichtbare Seite der Kirche und erscheint deswegen zu juridisch, vereinsmäßig. Sie ist mehr apologetisch als dogmatisch, weil sie gerade das Unsichtbare an der Kirche, wie es uns einzig aus der Offenbarung bekannt ist, nicht hervorhebt. Das Tiefste an der Kirche zeigt unzweifelhaft jenes Bild auf, mit dem Paulus uns die Kirche beschreibt: Der Leib Christi. Nach dem Plane Gottes gibt es nur *eine* Kirche, die sogar Christi Leib ist. Kirche ist Christentum und Christentum ist Kirche. Der Eintritt in die Kirche durch die Taufe bedeutet eine organische Einverleibung in Christus. Die Kirche kann nur von dieser Seite her richtig und voll gesehen werden. Von der Taufe, dem grundlegendsten Erfordernis für die Kirchenmitgliedschaft, sagt Bellarmin kein Wort; er spricht nur ganz allgemein von den Sakramenten.

Wir definieren daher: *„Die Kirche ist der geheimnisvolle Leib Christi, d. h. die sichtbare Gemeinschaft aller, die durch die Taufe in Christus einverleibt unter der Oberleitung des römischen Papstes und ihres Bischofs als dem sichtbaren Haupte den gleichen Glauben bekennen und dieselben Heilsmittel gebrauchen und die, unsichtbarerweise vom Heiligen Geiste belebt, zu einem einheitlichen, übernatürlichen Organismus mit Christus als dem unsichtbaren Haupte vereinigt werden."*

Die Definition ist eine wirkliche Wesensbeschreibung, d. h. sie gibt den Sinn der Kirche nicht von ihrem Zwecke her wieder, indem diese etwa als Heilsanstalt dargestellt wird, sondern von ihrem Wesen her, wie wir es in unserer ganzen Abhandlung nachgewiesen haben. Diese ist an sich schon ganz im Worte „Leib Christi" enthalten, insofern Leib auf die sichtbare Seite und Christi auf die unsichtbare Seite hinweist. Doch da es sich um ein Bild handelt, ein solches aber für sich allein genommen nicht eindeutig genug ist, wird eine nähere Erklärung beigefügt, sonst bliebe die Definition unklar. Die Erklärung hebt die beiden Wesensteile der Kirche, ihren sichtbaren Leib und ihre unsichtbare Seele, das Menschliche und Göttliche an ihr, ausdrücklich hervor.

So steht die Kirche als eine Fortsetzung und ein Abbild des Gottmenschen Christus vor uns. Die Betonung beider wesentlichen Seiten schützt vor jeder Einseitigkeit, sowohl vor der Spiritualisierung der Kirche, indem sie nur als etwas Übernatürliches, rein Innerliches dargestellt wird, wie auch vor einer zu äußerlichen, fast rein juridischen Auffassung, die nur auf das Sichtbare an der Kirche schaut. Auch ihr Geheimniscbarakter tritt klar zutage. Die Kirche ist ja ein *Geheimnis im strengen Sinne des Wortes,* auch nach der Offenbarung mit der bloßen Vernunft nicht voll ausmeßbar, ebenso geheimnisvoll wie die Gnade des Heiligen Geistes und das unsichtbare Einwirken Christi des Hauptes. Die Kirche, diese Lebenseinheit durch den Heiligen Geist mit Christus und der Christen untereinander, ist eben das große Geheimnis unserer Erlösung, beginnend mit der Annahme der menschlichen Natur durch das vom Vater gesandte Wort, sich fortsetzend im Opfer am Kreuz, hienieden sich vollendend in der Angliederung des einzelnen an Christus. Den endgültigen Abschluß findet das Geheimnis Kirche in der beseligenden Christus- und Gottesgemeinschaft im Himmel. So steht im Hintergrund der Kirche das Geheimnis der Trinität.

Es ist etwas Großes, daß Gott schon in Adam die Menschheit in die Übernatur erhob, sie über ihre Natur hinaus in sich hineinzog, um sie an seinem eigenen Glück teilnehmen zu lassen. Etwas noch Größeres war es, als Gott selbst Mensch wurde, um

die verscherzte Übernatur den Menschen wieder zurückzuverdienen. Das Größte aber war die Art und Weise, wie er das tat. Der menschgewordene Gottessohn Christus begnügte sich nicht damit, einfach für uns härtestes Sühnegeld an seinem eigenen Leibe zu zahlen, indem er zum Vater sagte: Ich trete an ihre Stelle und zahle für sie. Er ging noch weiter und sagte: Ich nehme die erlösten Menschen in mein Ich hinein. Sie sollen, so weit das nur möglich ist, ein Stück von mir sein, ein *Bestandteil meiner Person.* Ich bilde mit ihnen einen einzigen Leib, dessen Haupt ich sein will. Das ist jenes unbegreifliche Liebesgeheimnis, das Paulus kurz mit dem Worte wiedergibt: „In Christus Jesus." Seit Christus gestorben ist, sieht der himmlische Vater in jedem gnadengeschmückten Menschen seinen Sohn, in seinem Sohn Christus sieht er alle Erlösten vereinigt, wie einen Baum mit vielen Zweigen.

Daher werden in der Schrift selbst die *Tätigkeiten* Christi nach Art einer *Idiomenkommunikation* uns zugeschrieben und unsere Tätigkeiten Christo, als wären wir ein und dieselbe Person, als führten wir zusammen das gleiche Leben. „Wir sind mit Christus mitgestorben" (2 Tim 2, 11), mit ihm begraben (Röm 6, 4), mitauferstanden (Eph 2, 6), werden mit ihm mitleben (2 Tim 2, 11), mit ihm im Himmel regieren (ebda. 12). Anderseits lebt Jesus in jedem von uns: im Armen, im Eingekerkerten, in jedem Hilfsbedürftigen, so daß er alles, was diesen getan wird, anrechnet, als wäre es ihm erwiesen (Mt 25, 40). Wenn wir Christen verfolgt werden, wird Christus verfolgt: „Ich bin Jesus, den du verfolgst" (Apg 9, 5).

So müssen wir auch ergänzen, was dem (historischen) *Leiden* Christi abgeht (Kol 1, 24). Waren etwa die Leiden Christi nicht groß genug? Nicht sühnereich genug? Nicht verdienstlich genug? Was fehlt ihnen also? Es fehlt ihnen, daß sie am *ganzen Christus* vollendet werden. So wahr bilden wir mit Christus eine Einheit, daß Christi Leiden erst mit den unsrigen zusammen das ganze Leiden Christi ausmachen. Wir tun und leiden nichts für uns allein, sondern tun und leiden alles zugleich für die Brüder und Schwestern. Ständig sind unsichtbare Kräfte unterwegs vom einen zum anderen. So brauchen wir uns auch nicht zu wundern, daß jene, die dem Herzen Jesu am nächsten stehen, auch am meisten zu leiden haben. Weil ihre Liebe so groß ist, daß sie auch Opfer zu bringen vermag, vertraut ihnen Gottes Vorsehung besonders wichtige Sühne- und Verdienstleiden an. Sie selbst möchten es auch gar nicht anders. Wenn wir leiden, leidet Christus in uns. So beteuerte eine hl. Felizitas. In der Stunde der Hinrichtung wird Christus in mir sein und für mich leiden.

Wenn wir zum Vater im Himmel *beten,* betet Christus in uns und mit uns. So lehrt ausdrücklich *Augustin:* „Wenn vom Gebete Jesu die Rede ist, so kann sowohl das Gebet, das er in seiner Person verrichtet hat, gemeint sein, als auch unser Gebet, das Gebet der Christen. Es handelt sich dabei aber immer um ein und dasselbe Gebet; denn Haupt und Glieder sind so sehr eins, daß, was des einen ist und was der anderen, nicht auseinandergehalten werden kann" (In Ps 40). Das ist der tiefste Sinn der Worte, mit denen uns die Kirche jedes Gebet an den Vater schließen lehrt: per Dominum nostrum Jesum Christum. Mein Gebet, soweit es auf meiner Tätigkeit beruht, wie armselig ist es, aber wie groß, weil Christus, dem ich einverleibt bin, mitbetet. Aus unserem Beten hört der Vater im Himmel die Stimme seines Sohnes heraus. Wir beten: per ipsum, cum ipso et in ipso.

So ist uns Christus „der Weg, die Wahrheit und das Leben". Der Weg, indem wir seine sittlichen Weisungen befolgen, die Wahrheit, indem wir an seine Offenbarungslehren glauben, das Leben, indem wir durch die Gnade auf geheimnisvolle Weise sein Leben mitleben. Das Leben mit Christus verlangt von uns viel Entsagung, ja Leidensmut. Es wäre Luthertum zu meinen, wenn jemand durch die Taufe in Christus einverleibt ist, dann brauche er nichts mehr zu tun, sich keine Mühe zu einem sittlich reinen Leben zu machen, alles tue ja Christus. Wegen des opus operatum Christi brauche es von unserer Seite kein opus operantis mehr. Im Gegenteil, damit wir mit Christus als *lebendige Glieder* vereint bleiben und nicht durch die Sünde wieder von ihm getrennt werden, braucht es oft gewaltig viel Anstrengung, Entsagung und Abtötung bis zum „Abhauen der Hände und des Fußes". Das ist höchst energische Eigentätigkeit.

Das größte Ideal des Christen ist es, so sehr ein anderer Christus zu werden, daß er in Wahrheit mit Paulus sagen kann: *„Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir"* (Gal 2, 20). Das erreichen wir nur, wenn wir uns selbst absterben. Das Sakrament der Taufe bedeutet: Stirb, damit ganz Christus in dir lebe. Sogar unser eigenes Ich muß sterben, damit nur Christus in uns lebe und nicht Christus *und* wir. Das ist freilich eine schwere Forderung, aber unzählige Heilige haben dies mit Gottes Gnade vermocht. Erst so erreicht die Einverleibung in Christus ihr Endziel.

Pastoralfragen

Der Beichtzettel als Seelsorgebehelf. Der älteste Beichtzettel, der mir bisher in die Hand gekommen ist, stammt aus dem Jahre 1643. Er ist handschriftlich ausgestellt für eine Familie samt Dienstboten und Inwohnerleuten — insgesamt zehn ausdrücklich benannte Personen —, die „sich zu österlicher Zeit zu Pfarrkhürchen mit Beicht und H. Comunion eingestölt" haben. Aus dem Jahre 1646 liegen mir schon gedruckte Beichtzettel vor, und zwar aus Garsten und aus Wolfern, wobei der letztere ein gedrucktes Formular darstellt, in das handschriftlich der Name der Kirche, der Name des beichtenden Ehepaares, Datum und Unterschrift des Pfarrers eingesetzt sind.

Ursprünglich war der Beichtzettel nichts anderes als das *Zeugnis der abgelegten Osterbeichte* und für den einzelnen Christen das Mittel, um sich über die Erfüllung seiner Osterpflicht auszuweisen. Die äußere Form war der Zweckhaftigkeit angepaßt: ein einfacher Zettel, auf dem mit einem Satz die Tatsache der Osterbeichte und Kommunion bezeugt ist, und zwar bis zum Beginn unseres Jahrhunderts gewöhnlich in lateinischer Sprache.

Die *persönliche Kontrolle* wurde allmählich mehr und mehr zur Formalität. Wenn heute noch in manchen Pfarren, z. B. des Mühlviertels, die Gläubigen am „Beichttag" (d. i. der Tag der feierlichen Osterkommunion, zu der ständeweise und ortschaftenweise aufgerufen wird) nach dem nachmittägigen Beichtsegen in die Sakristei oder in den Pfarrhof ins „Austoan" (Ausstreichenlassen aus der Liste der Beichtpflichtigen) kommen, so ist das wohl mehr ein Festhalten an dem hiebei üblichen „Beichtopfer" als ein Festhalten an der persönlichen Kontrolle, ob der einzelne die Osterpflicht erfüllt hat. Ähnliches ist zu sagen vom „Beichtschreiben", das in manchen Pfarren noch durchgeführt wird. Es war ursprünglich die Erhebung der Osterbeichtpflichtigen, die der Mesner von Haus zu Haus vornahm. Auf Grund dieser Erhebungslisten wurde die Kontrolle durchgeführt. Die Geld- oder Naturalspende, die bei dieser Gelegenheit dem Mesner gegeben wurde, ließ das „Beichtschreiben" in manchen Pfarren bis heute fortbestehen als einen Teil des Einkommens, das dem Mesner zufällt, ähnlich wie er aus dem Aufschreiben der Bitten ein Einkommen hat.

Am längsten verblieb der Beichtzettel in seiner Rolle als Kontrollzettel, ob die Beichtpflicht erfüllt ist, anläßlich der Trauung. Da wurde von Auswärtigen vielfach der Beichtzettel verlangt. Daß mancher einen Dienstmann beichten schickte und ihn für die Erlangung eines Beichtzettels gut bezahlte, mag vielleicht bloß scherzweise erzählt werden, zeigt aber zum mindesten die Problematik einer persönlichen Kontrolle auf.

Wenn heute dem Beichtzettel noch eine Kontrollfunktion zukommt, so nicht mehr als Mittel einer Individualkontrolle, sondern höchstens als Mittel einer Generalkontrolle, um durch die Zahl der ausgegebenen Osterbeichtbildchen wenigstens annähernd festzustellen, wieviele die Osterpflicht erfüllt haben. Dabei wird der Verläßlichkeitsgrad dieser Zählung um so höher sein, je einheitlicher sämtliche Beichtväter die Ausgabe der Osterbeichtzettel handhaben.

Es könnten dabei etwa folgende Grundsätze gelten:

1. Die Seelsorger und Beichtväter müssen im Auge behalten, daß es nicht darauf ankommt, für ihre Kirche eine besonders hohe Zahl von Osterbeichten zu erreichen, indem sie möglichst viele

Beichtzettel „anzubringen" trachten, sondern darauf, daß die Gesamtzahl möglichst richtig erfaßt wird.

2. Vom ersten Tag an, mit dem in der Diözese „die österliche Zeit" beginnt, bekommt jeder Pönitent, von dem zu vermuten ist, daß er bis Ostern nicht wieder beichtet, den Beichtzettel.

3. Allgemein werden die Beichtzettel ausgegeben an den „Beichttagen", wo solche festgesetzt sind, bzw. in der Passions- und Karwoche, wo keine eigenen „Beichttage" festgesetzt sind.

4. Nach Ostern ist aus der Angabe, wann die letzte Beichte war, zu schließen, ob der Pönitent schon den Osterbeichtzettel hat oder erst bekommen muß. Bleibt ein Zweifel, soll er gefragt werden, ob er schon einen Osterbeichtzettel hat.

5. Um die vollständige Zahl der Osterbeichten in der Pfarre festzustellen, müßten die Pfarrer auch den Beichtvätern von Kommunitäten und Ordensgemeinschaften ihrer Pfarre Osterbeichtzettel zur Verfügung stellen.

Während die Kontrollfunktion des Beichtzettels an Bedeutung verlor, wurden allmählich *Möglichkeiten positiver seelsorglicher Wirksamkeit* durch bildliche und textliche Ausgestaltung des Beichtzettels aufgegriffen.

Unter dem mir vorliegenden Material ist es ein Beichtzettel aus Mariazell vom Jahre 1794, der als erster auch eine *bildliche Darstellung*, das Gnadenbild der Mariazeller Mutter Gottes, aufweist. Doch scheint das Beispiel sonst nicht nachgeahmt worden zu sein. Selbst in der Mitte des 19. Jahrhunderts sind bebilderte Beichtzettel, wie sie von Lambach (1864 und 1865) vorliegen, eine seltene Ausnahme. Erst in unserem Jahrhundert ging die Entwicklung dahin, daß der Beichtzettel zum ausgesprochenen Andachtsbild wurde. Manche Verlage haben anerkennenswerte Leistungen in dieser Hinsicht geboten, aber man kann doch keineswegs sagen, daß in der bildlichen Ausgestaltung der Beichtzettel bereits der Höhepunkt erreicht und noch weniger, daß eine planmäßige Förderung des guten Andachtsbildes im Wege der Beichtzettel erfolgt wäre. Gegenwärtig stellen sich technische Hindernisse der wünschenswerten Entwicklung hemmend in den Weg, doch soll für die Zukunft die Möglichkeit im Auge behalten werden. Seelsorgeämter und Diözesanstellen für christliche Kunst dürften es nicht dem Zufall und der Geschäftstüchtigkeit der Verlage überlassen, was sie als Osterbeichtbildchen herausbringen.

Eine *textliche* Ausgestaltung der Beichtzettel erfolgte zunächst durch Aufdruck eines Schriftwortes. So trägt z. B. ein Beichtzettel der Stadtpfarre Innsbruck aus dem Jahre 1853 den Vers Eccli. 2, 22: „Wenn wir nicht Buße tun, werden wir in die Hand des Herrn fallen, und nicht in die Hand der Menschen", oder ein lateinischer Beichtzettel der Pfarre Palting 1855 trägt das Zitat aus Lk. 3: „Bringet würdige Früchte der Buße", ein Beichtzettel aus Graz 1862: „Meine Sünde habe ich dir kundgetan und du hast nachgelassen die Gottlosigkeit meiner Sünde" (Ps. 31, 5). Doch sind derartige Beispiele nicht sehr häufig bis herauf in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Von da an finden sich auch verschiedene Gebetstexte: ein Reuegebet — offenbar zur weiteren Pflege einer reuevollen und bußfertigen Gesinnung, denn für das Bußsakrament wäre es ja schon zu spät, erst nachher die Reue zu erwecken — oder das Ablaßgebet Pius' X., mit dem der Christ im voraus den Tod bereitwillig annimmt, oder andere Ablaßgebete. Ab und zu konnte man auch schon Versuche finden, den Gebetsschatz der

Gläubigen zu erweitern, indem man ihnen kurze Morgen- und Abendgebete, kräftige Stoßgebete usw. auf die Beichtbildchen druckte. Beliebt wurde auch eine Zusammenfassung der wichtigsten Grundsätze eines christlichen Lebens als Aufdruck für die Beichtbildchen.

Eine einheitliche und planmäßige seelsorgliche Auswertung der Beichtbildchen wurde in der Diözese Linz im Jahre 1946 zum erstenmal versucht. Es galt nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches vor allem die *Caritas* ganz neu aufzubauen, und zwar nicht nur eine Caritasorganisation, sondern auch die Caritasgesinnung. Diesem vordringlichen Ziel der seelsorglichen Arbeit des ersten Aufbaujahres wurden auch die Osterbeichtbildchen dienstbar gemacht in der Erwägung, daß die Texte des Beichtbildchens, das ins Gebetbuch eingelegt wird, wiederholt gelesen werden und sich so fest einprägen werden. Die Katholische Schriftenmission legte eine Serie von Spruchbildchen auf, die in Zweifarbendruck markante Schriftworte über die Liebe wiedergaben:

Prov. 19, 17: „Wer sich der Armen erbarmt, leiht dem Herrn."

Mt. 25, 40: „So spricht der Herr am Tage des Gerichtes: ‚Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.'"

Joh. 13, 34: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebet einander! So wie Ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben."

Gal. 5, 14: „Dienet einander in Liebe! Denn das ganze Gesetz wird in dem einen Gebote erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

1 Joh. 3, 17: „Wie kann die Liebe Gottes in dem bleiben, der irdisches Gut besitzt, aber sein Herz verschließt, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht."

1 Joh. 4, 20: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, und seinen Bruder nicht liebt, der ist ein Lügner."

Für die Rückseite der Bildchen wurden folgende drei Texte gewählt:

1. Die christliche Lebensordnung wurde unter den Gesichtspunkt der Liebe gestellt und folgendermaßen formuliert:

   Die *Gottesliebe* des Christen zeigt sich

   jeden Tag im Gebet am Morgen und am Abend;
   jeden Sonntag in der Mitfeier des heiligen Opfers;
   jeden Monat im Empfang der heiligen Sakramente;
   jederzeit im Bemühen, ganz nach Gottes Willen zu handeln.

   Die *Nächstenliebe* übt der Christ

   an den Angehörigen durch geduldiges Ertragen;
   an den Notleidenden durch opferbereites Helfen;
   an den gehässigen und feindseligen Mitmenschen durch großmütiges Verzeihen;
   an allen Menschen durch gütiges Urteilen und durch Gebet für sie.

2. Ein Gebet des hl. Franz von Sales, das den tiefsten Beweggrund der Liebe ausspricht:

   Ich will meine Nebenmenschen lieben, Herr Gott, himmlischer Vater, weil Du sie liebst. Du hast sie mir zu Brüdern und Schwestern gegeben, und es ist Dein Wille, daß ich sie liebe, wie Du sie liebst.

3. Das Gebet des hl. Franziskus, das sich auch unser Heiliger Vater gelegentlich schon zu eigen gemacht hat:

Gott, mach mich zu einem Werkzeug des Friedens,
daß ich Liebe bringe, wo Haß ist;
daß ich verzeihe, wo Schuld ist;
daß ich vereine, wo Zwietracht herrscht;
daß ich Wahrheit bringe, wo Irrtum ist;
daß ich den Glauben bringe, wo Finsternis ist;
daß ich Freude bringe, wo Leid ist.
Da wir geben, empfangen wir;
da wir uns selbst vergessen, finden wir;
da wir verzeihen, erhalten wir Vergebung;
da wir sterben, gehen wir ins neue Leben. Amen.

Auch für das Jahr 1947 wurden die Osterbeichtbildchen wieder in den Dienst eines seelsorglichen Anliegens gestellt. Sie sollten einheitlich der *Gebetserziehung* dienen, von der Notwendigkeit und Kraft des Gebetes künden und praktische Hilfen zum Beten geben. Sie waren wieder als Spruchbildchen (a) in Zweifarbendruck gestaltet und auf der Rückseite (b) mit erklärenden Worten oder Gebetstexten versehen.

1. a) „Alles, um was ihr vertrauensvoll im Gebete bittet, werdet ihr erhalten" (Mt. 21, 22).

   b) Gebetsrufe aus den Psalmen:

   „Zu Dir erhebe ich meine Seele, mein Gott, auf Dich vertraue ich" (Ps. 24, 1).
   „Erbarm Dich meiner, Gott, nach Deiner großen Milde. In Deiner übergroßen Güte vergib mir meine Sündenschuld" (Ps. 50, 1).
   „Herr, zeige mir Deine Wege und lehr mich Deine Pfade" (Ps. 24, 4).
   „Die Hilfe kommt mir von dem Herrn, dem Schöpfer Himmels und der Erde" (Ps. 120, 2).
   „Lobe den Herrn, meine Seele! Den Herrn will ich loben mein Leben lang" (Ps. 146, 1).

2. a) „Wer bittet, empfängt;
   wer sucht, der findet;
   wer anklopft, dem wird aufgetan" (Mt. 7, 8).

   b) *Gebet vor dem Essen:*
   O Herr, segne uns und diese Deine Gaben, die wir jetzt von Deiner Güte empfangen werden. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.
   Gebet nach dem Essen:
   Wir danken Dir, allmächtiger Gott, für alle Deine Wohltaten: der Du lebst und herrschest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

3. a) „Betet ohne Unterlaß!" (1. Thess. 5, 17.)

   b) „Du kannst ohne Unterlaß beten; nicht dadurch, daß du dein Gebet in Wortfülle kleidest, sondern dadurch, daß du dich durch deine ganze Lebensweise mit Gott verbindest, so daß dein Leben ein zusammenhängendes, ununterbrochenes Gebet ist" (hl. Basilius).
   „Gott mit der Zunge verherrlichen kann man nicht immer. Ihn durch sein Leben verherrlichen, das kann man immer" (hl. Augustinus).
   „Die Sehnsucht betet stets, auch wenn die Zunge schweigt" (hl. Augustinus).

4. a) „Wer durch das Gebet mit Gott die innigste Gemeinschaft pflegt, den heiße ich den besten Menschen" (Eckehart).

   b) O Gott, ich glaube an Dich, weil Du nur die Wahrheit sprichst. O Gott, ich hoffe auf Dich, weil Du unendlich gütig und barmherzig bist.
   O Gott, ich liebe Dich aus meinem ganzen Herzen, weil Du unendlich liebenswürdig bist, und aus Liebe zu Dir bereue ich alle meine Sünden. Amen.

5. a) „Nur durch das Gebet kann die Seele die Macht des bösen Feindes überwinden" (hl. Johannes v. Kreuz).

   b) *Gebet am Morgen:*

   Herr, allmächtiger Gott, Du hast uns diesen Tag beginnen lassen. Schütze uns auch heute durch Deine Kraft! Laß uns an diesem Tag in keine Sünde fallen; vielmehr sei unser Reden, Denken und Tun stets darauf gerichtet, Deine gerechten Anordnungen zu erfüllen. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

   Gebet am Abend:

   Herr, wir bitten Dich, kehre ein in unser Heim, vertreibe weit daraus alle Nachstellungen des bösen Feindes! Deine heiligen Engel mögen darin wohnen und uns im Frieden behüten; Dein Segen sei über uns immerdar! Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

6. a) „Es trennt sich von Gott, wer sich nicht durch das Gebet mit Gott verbunden hält" (hl. Gregor v. Nyssa).

   b) „Meiner Ansicht nach ist es ein und dasselbe: Das Gebet aufgeben und den Weg zu Gott verlassen" (hl. Theresia). Darum kein Tag ohne *Erhebung des Herzens* zu Gott, wenigstens am Morgen und am Abend.
   Keine Arbeit ohne *gute Meinung.*
   Kein Sonntag ohne Mitfeier der *heiligen Messe,* denn sie ist das erhabenste Lob Gottes, das kräftigste Dank- und das wirksamste Bittgebet.
   Kein Monat ohne heilige *Kommunion,* denn sie ist die innigste Gottbegegnung.

Da die Spruchbildchen ab und zu als dem einfachen Landvolk nicht so zusagend kritisiert wurden, wurde für heuer eine Serie mit Holzschnitten alter Meister gewählt, die zusammen mit den Texten das Leiden unseres Herrn als Quelle unseres Lebens künden möchten und als kräftiges Motiv, dieses in der Osterbeichte wiedergewonnene Leben zu bewahren.

Dieser Bericht will keineswegs eine periphere Sache als weiß wie wichtig in den Mittelpunkt stellen. Aber warum soll etwas brach liegen bleiben, was ausgenützt werden kann? Wir glauben in der angedeuteten Weise könnte der sonst fast sinnlos gewordene Beichtzettel wieder sinnvoll werden.

Linz a. d. D. *Franz Vieböck.*

Eheschließung ohne kirchliche Zeugnisse. Bevor zur kirchlichen Trauung geschritten werden darf, muß sorgfältig geprüft sein, ob die Brautleute die zur gültigen und erlaubten Eheschließung notwendigen Voraussetzungen erfüllen (can. 1019, § 1). Ein wichtiges Hilfsmittel hiezu sind kirchliche Zeugnisse, die der Kodex in can. 1030 erwähnt. Jedoch ist nicht gesagt, welche Zeugnisse

im allgemeinen für die Trauung notwendig sind. Lediglich das Taufzeugnis wird in can. 1021, § 1, verlangt für Personen, die die Ehe nicht am Ort ihrer Taufe schließen. Außer dem Taufzeugnis kommen je nach Lage des Falles noch in Betracht: der Sterbeschein, das Urteil einer kirchlichen Ungültigkeitserklärung, der Ziviltrauungsschein.

Bei den heutigen Verhältnissen kommt es nicht selten vor, *daß Zeugnisse überhaupt nicht mehr oder nur unter Zeitverlust und großen Schwierigkeiten beigebracht werden können.* Dies ist häufig der Fall bei Ausländern, Flüchtlingen, Fliegergeschädigten und ähnlichen Personen. Dabei ist der Mangel eines erst in den letzten sechs Monaten ausgestellten Taufzeugnisses am mißlichsten, während der Mangel anderer Zeugnisse, abgesehen von einer Sterbeurkunde, von untergeordneter Bedeutung ist. Bei ordnungsgemäßer Führung der Taufbücher kann nämlich an Hand eines neuen Taufscheines bei Katholiken ohne weiteres der Nachweis sowohl über die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als auch über die Freiheit von verschiedenen Hindernissen (Eheband, höhere Weihe, feierliche Gelübde) geführt werden. Auch der Empfang der Firmung geht aus ihm hervor.

Fehlt nun der *Taufschein,* so ist es notwendig, die aus ihm hervorgehenden Tatsachen auf anderem Weg zu erhalten. Den Empfang der Taufe kann jemand selbst durch Eid bezeugen, wenn er diese als Erwachsener empfing. Zum Nachweis der im Kindesalter empfangenen Taufe ist die eidliche Aussage wenigstens eines einwandfreien Zeugen erforderlich. Beide Fälle haben aber zur Voraussetzung, daß niemand einen Nachteil erleidet (can. 779). Diese Einschränkung fällt dann ins Gewicht, wenn etwa die Gültigkeit einer Ehe, die hinsichtlich ihrer Form geprüft werden muß, abhängt vom Empfang der Taufe in katholischer Form (can. 1099, § 1, n. 1) und sich aus dieser Tatsache das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Ehebandes ergibt. Der übliche Ausweg, sich über die Freiheit von Ehehindernissen Gewißheit zu verschaffen, ist der Eid (Ledigeneid, Manifestationseid), wie ihn auch der Kodex bei Unterlassung der Verkündigung wegen Todesgefahr kennt (can. 1019, § 2) und wie er bei Dispensen von den Verkündigungen allgemein in Übung ist. Ist jedoch der Ledigeneid als Ersatz für das Taufzeugnis heute noch allgemein ratsam? Die Erfahrung hat leider in den letzten Jahren gezeigt, daß bei dem heutigen moralischen Tiefstand der Massen der Eid ein unzulängliches Mittel zum Nachweis des Ledigenstandes ist, da er mit erschreckender Häufigkeit mißbraucht wird. Abgesehen davon, daß bei vielen das Bewußtsein für die Heiligkeit des Eides als einer Anrufung Gottes zum Zeugen verlorengegangen ist, macht sich auch die Tatsache, daß ein kirchlicher Eid strafrechtlich nicht geschützt ist, folgenschwer bemerkbar. Noch weniger Garantie schafft eine eidesstattliche Erklärung, da diese auch noch der moralischen Bindung, die der Eid als Anrufung Gottes an sich hervorbringen soll, entbehrt. Wir möchten daher bei dieser Sachlage jene Feststellung, die die Instruktion der Sakramentenkongregation vom 4. Juli 1921 (AAS. 13, p. 348) Auswanderern gegenüber macht, daß nämlich immer ein Zweifel über die Freiheit von Hindernissen bestehe, auch auf den oben erwähnten Personenkreis für zutreffend erachten und halten dementsprechend den Eid ebensowenig für genügend, wie im kanonischen Prozeß die eidliche Aussage des Klägers allein geeignet

ist, Beweis zu schaffen. Es müssen daher andere Versuche angestellt werden. Verschiedene Ordinariate haben hiefür bereits Richtlinien erlassen (so Eichstätt und Würzburg), aus denen wir folgende Anweisungen entnehmen, die wir einem weiteren Kreis des Klerus zur Kenntnis bringen wollen: „Soweit wirklich, auch durch Vermittlung der Pfarrämter und der kirchlichen Oberbehörden, Taufzeugnisse *neuesten* Datums für die Nupturienten nicht beigebracht, noch auch durch die früheren Seelsorger derselben hinlängliche Aufschlüsse über die Taufe und den Ledigenstand der Brautleute (vergl. can. 1103) erlangt werden können, muß der Nachweis für diese beiden Tatsachen durch eidliche, schriftlich niedergelegte und in beglaubigter Abschrift an uns eingesandte Aussagen solcher Personen erstrebt werden, welche über die Brautleute Bescheid wissen; wenn möglich, soll für jeden Brautteil das Zeugnis von zwei vertrauenswürdigen Personen erhoben werden. Als solche Personen kommen vor allem Eltern. Verwandte, Vorgesetzte, Bekannte, Gastgeber oder Landsleute der Brautleute in Betracht, welche entweder am jetzigen Aufenthaltsorte der letzteren, bzw. in dessen Nähe sich befinden oder doch erreichbar sind; sodann solche Personen, mit denen die Nupturienten schon längere Zeit beisammen sind und Verkehr pflegen. Äußerungen, welche die Brautleute bei solchem Verkehr etwa über ihre Eltern und deren religiöse Einstellung, über ihre Erziehung, über ihre Erstbeicht, Erstkommunion und ihre sonstige religiöse Betätigung machten, insbesondere schon zu einer Zeit, wo sie noch nicht an die Eheschließung dachten, ermöglichen oft unschwer einen Schluß auf die Tatsache ihrer Taufe; insbesondere werden bei solchen Gesprächen oftmals Bemerkungen gefallen sein, welche ein Urteil über den Ledigenstand des oder der Nupturienten gestatten" (Pastoralblatt des Bistums Eichstätt, Nr. 10, vom 27. Juni 1946).

War ein Brautteil schon einmal verheiratet und fehlt eine kirchliche *Sterbeurkunde,* so ist auf die standesamtliche Sterbeurkunde zurückzugreifen, die auch für den kirchlichen Bereich öffentlichen Glauben genießt. Ist auch eine solche nicht vorhanden, hingegen eine Todesnachricht einer Wehrmachtstelle, so kann diese als Urkunde gelten, vorausgesetzt, daß sie amtlichen Charakter (Siegel und Unterschrift) trägt. Die auf Grund verschiedener Erfahrungen entstandenen Bedenken, daß auch amtliche Todesnachrichten von Wehrmachtstellen zuweilen entweder bewußt fälschlich oder irrtümlich erfolgten, mahnen dann zur Vorsicht, wenn im einzelnen Fall besondere Verdachtsmomente hiefür vorlägen; zu einer allgemeinen Ablehnung der Todesnachrichten seitens von Wehrmachtstellen können sie nicht führen. Hingegen können nicht anerkannt werden Mitteilungen über den Tod, die durch Dienststellen der ehemaligen NSDAP. erfolgten, da sie vielfach nicht auf sachliche, sondern lediglich auf propagandistische Motive (Stalingrad!) zurückgehen. Ebensowenig liefern bürgerliche Todeserklärungen von Vermißten und Verschollenen einen Beweis für den tatsächlichen Tod des Betreffenden. Soweit sie jedoch mit einer ausführlichen Begründung versehen sind, können sie eine schätzenswerte Grundlage für die kirchliche Todeserklärung abgeben. Diese ist nämlich immer notwendig, wenn der Tod nicht durch einwandfreie Sterbeurkunden belegt werden kann. Das im Gerichtsweg vorgehende Verfahren stützt sich beim Mangel von Zeugnissen auf die Aussage zweier

einwandfreier vereidigter Augenzeugen des Todes. Unter Umständen genügt schon die Aussage eines „klassischen" Zeugen oder von Zeugen zweiter Hand. Schließlich kann auch die moralische Gewißheit über den eingetretenen Tod den ganz besonderen Umständen des Falles nach durch Vermutungen und Schlüsse gewonnen werden. Zuständig für die Todeserklärung ist immer der Ordinarius, nie darf der Pfarrer auf eigene Faust entscheiden.

Es ist klar, daß sich die praktische Durchführung dieser Grundsätze nur dann erreichen läßt, wenn sich die Brautleute so rechtzeitig zur Eheschließung anmelden, daß die nötigen Erhebungen in die Wege geleitet werden können. Es wird sich daher empfehlen, daß der Pfarrer keine Gelegenheit vorübergehen lasse, seine Pfarrkinder und Fremde auf eine möglichst frühzeitige Anmeldung zur Eheschließung aufmerksam zu machen. Unter keinen Umständen aber können solche Fälle fernmündlich den Ordinariaten zur Entscheidung vorgelegt werden. Die Heiligkeit des Ehesakramentes verlangt, daß nur die Brautleute zur Eheschließung zugelassen werden, deren Personenstand nach menschlichem Ermessen einwandfrei geklärt ist.

München. *Erzbischöfl. Notar Dr. H. Eisenhofer.*

Mitteilungen

Dr. Josef Grosam und Dr. Josef Massarette †. An dieser Stelle sei in Dankbarkeit zweier verdienter Priester gedacht, die mit der „Quartalschrift" jahrzehntelang eng verbunden waren. Am 25. Oktober 1947 starb in Linz im Alter von 73 Jahren *Dr. jur. can. Josef Grosam,* Ehrenkanonikus des Linzer Kathedralkapitels, Theologieprofessor i. R., emeritierter Direktor des Krankenhauses der Barmherzigen Schwestern usw. Der Verewigte, ein Bruder des im Jahre 1942 heimgegangenen Prälaten und Seminarregens Dr. Wenzel Grosam, wirkte von 1912 bis 1945 zuerst als Professor für Philosophie und dann für Moraltheologie und Sozialwissenschaft an der Philosophisch-theologischen Diözesanlehranstalt in Linz und war als solcher auch fast dreißig Jahre Mitherausgeber unserer Zeitschrift. Von Dr. Josef Grosam erschienen auch zahlreiche Abhandlungen hauptsächlich aus dem Gebiete der Moraltheologie und Sozialwissenschaft, die zum Teil über den Kreis der Leser der „Quartalschrift" hinaus Beachtung und Verbreitung fanden. In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete Dr. Grosam trotz seiner bereits geschwächten Gesundheit noch an einem Buch über die christliche Nächstenliebe, dessen Vollendung ihm aber nicht mehr beschieden war. R. I. P.

Am 20. Oktober 1947 verschied nach kurzer Krankheit, 72 Jahre alt, in Luxemburg *Dr. Josef Massarette.* Schon ein Jahr nach seiner 1898 erfolgten Priesterweihe war er in die Redaktion des „Luxemburger Wort" berufen worden, die er nach sechsjähriger erfolgreicher Tätigkeit verließ, um sich in Rom weiteren Studien zu widmen. 1911 aus der Ewigen Stadt heimgekehrt, begann er seine weitreichende publizistische Tätigkeit. Durch mehrere größere Werke und unzählige Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften wurde sein Name in weiten Kreisen bekannt. Im Jahre 1911 veröffentlichte Dr. Massarette auch bereits seinen ersten Artikel in der „Quartalschrift", dem eine Reihe weiterer folgten. In den Jahrgängen 1926 (4. Heft) bis 1940 schrieb er die „Kirch-

lichen Zeitläufe", die gern gelesene kirchliche Rundschau unserer Zeitschrift. Als die „Quartalschrift" nach fünfjähriger Unterbrechung wieder erscheinen konnte, stellte sich Dr. Massarette sofort wieder bereitwilligst zur Verfügung, und schon das erste Heft des Jahrganges 1947 enthielt wieder unter dem neuen Titel „Aus der Weltkirche" die kirchliche Rundschau. Allzufrüh hat der Tod dem Unermüdlichen, der noch so vieles plante und mit jugendlichem Eifer der Kirche und seiner Heimat dienen wollte, die Feder aus der Hand genommen. R. I. P.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von *Dr. Karl Böcklinger,* Linz a. d. D.

Die Tätigkeit der Rota Romana im Jahre 1946 (AAS, XXXIX, 1947, 185 ss.). Im Jahre 1946 wurden 63 Prozesse mit einem Endurteil abgeschlossen, 62 davon waren Eheprozesse. Bei den Eheprozessen ist der Klagegrund in der Hälfte der Fälle vis et metus (31 Fälle), dann folgen in weitem Abstand impotentia (8 Fälle) und andere Klagegründe (siehe die Tabelle unten). Von den 62 Prozessen wurde in 34 Fällen positiv, in 28 Fällen negativ entschieden. Die verhältnismäßig ungünstigste Aussicht einer positiven Entscheidung ergibt sich bei impotentia (nur 2 von 8 Fällen).

vis et metus	31	Prozesse,	19	positiv,	12	negativ
impotentia	8	„	2	„	6	„
exclusio boni prolis	4	„	3	„	1	„
conditio apposita	4	„	2	„	2	„
simulatio consensus	3	„	2	„	1	„
defectus consensus	3	„	1	„	2	„
exclusio indissolubilitatis	1	„	—	„	1	„
clandestinitas	1	„	—	„	1	„
exclusio boni sacramenti	1	„	—	„	1	„
amentia	1	„	1	„	—	„
impedimenta varia	5	„	4	„	1	„
	62	Prozesse,	34	positiv,	28	negativ

Authentische Codexinterpretationen (AAS, XXXIX, 1947, 373 s.).

1. Zeitbestimmung. Gemäß can. 33, § 1, kann man sich bei der privaten Zelebration, beim privaten Breviergebet, beim Kommunionempfang und bei der Einhaltung des Fasten- und Abstinenzgebotes beliebig an die tatsächliche oder durchschnittliche Sonnenzeit, (in unseren Gegenden) an die mitteleuropäische Zeit und an die Sommerzeit halten. Nach der Auslegung der Codexkommission ist man bei Anwendung einer der angegebenen Zeiten in einem bestimmten Fall (z. B. Zelebration) nicht verpflichtet, dieselbe Zeit auch in anderen Fällen (z. B. Zelebration an einem anderen Tage, Breviergebet am selben Tage) anzuwenden. Nur bei einem und demselben Fall (nach der Auslegung der Kommission gehört dazu die Zelebration aller drei Messen in der Heiligen Nacht) muß man auch bei einer und derselben Zeit bleiben.

2. Strafen für Duellanten. Die in can. 2351 verhängte Exkommunikation für alle, die zu einem Duell herausfordern oder ein Duell annehmen, tritt (vorausgesetzt, daß die Absicht zu duellieren tatsächlich vorhanden ist) auch dann in Kraft, wenn die tatsäch-

liche Durchführung des Duells vom Urteilsspruch eines „Ehrengerichtes" abhängig gemacht wird.

3. Ungültigkeit der zweiten Ehe bei Zweifel über Gültigkeit der ersten. Wenn über die Gültigkeit der ersten Ehe ein positiver und unlösbarer Zweifel besteht, muß im ordentlichen Rechtsverfahren gemäß can. 1014 (matrimonium gaudet favore iuris) die zweite Ehe als ungültig erklärt werden.

Aus der Weltkirche

Von *Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach,* Luxemburg

I. Papst Pius XII. und Präsident Truman

Am 26. August 1947 empfing der Heilige Vater den persönlichen Vertreter des Präsidenten der U. S. A. in Privataudienz, der im Laufe weniger Wochen weitere Audienzen folgten. Botschafter Myron Taylor überreichte Seiner Heiligkeit ein am 6. August ausgefertigtes Schreiben Trumans, das Pius XII. am 26. August durch ein aus Castel Gandolfo datiertes Handschreiben beantwortete. Ein ähnlicher Briefwechsel vor und nach Weihnachten 1939 zwischen dem Papste und dem damaligen Präsidenten Roosevelt hatte bei allen Gutgesinnten eine günstige Aufnahme gefunden, da man in der Zusammenarbeit zwischen dem Vatikan und Washington nichts anders sah als ein Mittel zur Herbeiführung des Weltfriedens. Nach dem Kriege wittert man in gewissen Kreisen in diesem Gedankenaustausch zweier Autoritäten ein politisches Manöver, das nur bezwecke, die höchste moralische und religiöse Autorität vor den Karren des amerikanischen Imperialismus zu spannen, damit die westliche Frontstellung gegen Osteuropa das Gepräge eines heiligen Kreuzzuges erhalte. Obschon Pius XII. ein entschiedener Gegner der Zerreißung der Menschheit in zwei Gruppen ist, reagierte dennoch die sozialistische und kommunistische Presse Italiens und anderer Länder äußerst scharf auf den jüngsten Briefwechsel. Ihre Schlagworte von der Verbrüderung zwischen dem Vatikan und dem amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus, von dem Vatikan als Kriegshetzer, von der Verfilzung des Vatikans mit den amerikanischen Großbanken und Industriekonzernen werden unermüdlich den Lesern aufgetischt.

Nun machte der Papst selbst das Maß voll, als er eine Woche nach Veröffentlichung der beiden Schreiben den Männern der Katholischen Aktion Italiens auf dem Petersplatze (7. September) folgende Worte zurief: „Die Zeit der Überlegung und der Pläne ist vorbei, geschlagen hat die Stunde der Tat! Seid ihr bereit? Die gegensätzlichen Fronten im religiös-sittlichen Bereiche zeichnen sich immer klarer ab, es ist die Stunde der Bewährung!" Obgleich der Stellvertreter Christi die Kampfeslinie ausführlich im rein religiös-moralischen Sinne zeichnete (religiöse Bildung, Heiligung der Festtage, Rettung der christlichen Familie, soziale Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit im menschlichen Zusammenleben), wurden sogar Gutgesinnte ob dieser energischen Worte bedenklich, und ein oberflächlicher Sensationsjournalismus, der in Pius einen „politischen" Papst entdeckt, schrieb von einer vatikanischen Kriegserklärung an Rußland und Begünstigung der abendländisch-amerikanischen Blockbildung.

Worin besteht nun dieses vielumstrittene Bündnis zwischen den U. S. A. und dem Vatikan, falls überhaupt von einem Bündnis im

strengen Sinne des Wortes die Rede sein darf? Truman, der sich in seinem Briefe von der utilitaristischen Politik abwendet, ist in der allgemeinen Beurteilung der Situation und in mehreren konkreten Programmpunkten (Notwendigkeit des Glaubens an Gott und christlicher Prinzipien, Würde und Rechte der freien menschlichen Person, Kampf aller Gutgesinnten für die berechtigten Wünsche und Ideale der Menschheit) mit dem Stellvertreter Christi durchaus einig. Er will einzig und allein seine Bemühungen mit denjenigen des Papstes und aller sonstigen moralischen Kräfte verbinden, um einen dauerhaften Frieden zu schaffen, der „nur auf christlichen Grundsätzen aufgebaut werden kann". Der Präsident ist ferner zutiefst davon überzeugt, „daß die, die ihre Verantwortung gegenüber dem allmächtigen Gott nicht voll einsehen, außerstande sind, ihre Pflichten gegenüber ihren Mitmenschen in vollem Umfange zu erfüllen".

Pius XII., der gerade als religiöser Mensch die drückende Verantwortung für die gigantische Aufgabe der Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit unter den Menschen ununterbrochen spürt, ruft seit Weihnachten 1942 nicht bloß die Katholiken und die Christen, sondern alle irgendwie Gutgesinnten zum „Kreuzzuge" für den Frieden und die soziale Gerechtigkeit. Deshalb muß er dem Präsidenten Truman für seine Einladung dankbar sein und wird mit ihm auf dem Boden der christlichen Prinzipien für die Erreichung der genannten Ziele zusammenarbeiten. Damit verschreibt sich der Papst keineswegs der amerikanischen Politik noch gibt er die Sozialdoktrin der Kirche auf, als deren Haupt er seit 1939 alle Auswüchse des modernen Kapitalismus geißelt. Ist es ferner etwa eine Lobhudelei an die Adresse der U. S. A., wenn der oberste Hirte die Behebung der sozialen Ungerechtigkeiten, des Rassenstreites und des Religionsstreites dort fordert, wo man sich „christlicher Zivilisation rühmt"? Der unvoreingenommene Leser der ausgetauschten Briefe wird sich von dem hier Gesagten leicht überzeugen.

Wenn es unchristlich und leichtfertig wäre zu behaupten, der Vatikan brauche die Vereinigten Staaten von Amerika, so wird man trotzdem zugeben, daß die große Menschheitsmission der Kirche bei der Regierung und den Katholiken der U. S. A. wertvolle Unterstützung findet oder gleichgerichteten Zielen begegnet. Sowohl in Washington als in Rom will man einen dauerhaften Frieden — wobei der Heilige Stuhl die Gerechtigkeit betont — und die Erhaltung der christlichen Zivilisation. Amerika speist außerdem die päpstliche caritative Tätigkeit und liefert unentbehrliche Mittel für die Heidenmissionen. Wenn Truman sich als Haupt einer „christlichen Nation" betrachtet, quittiert der Heilige Vater dieses Bekenntnis mit aufrichtigem Danke, ohne es deshalb zu unterlassen, dem amerikanischen Katholizismus in besorgtem Tone seine Desiderata mitzuteilen.

Daß Truman einen persönlichen Vertreter beim Heiligen Stuhle unterhält, wird nicht von allen Protestanten widerspruchslos hingenommen. Zu Unrecht reden sie von einer Verletzung der Verfassung, in der die Trennung von Kirche und Staat vorgesehen ist. Myron Taylor ist nur zeitweiliger *persönlicher* Vertreter des Präsidenten mit dem Range eines Botschafters, der sich übrigens in letzter Zeit bloß mit Sonderaufträgen nach Rom begab, während seine Mitarbeiter die laufenden Geschäfte erledigen. Trotz der Trennung von Kirche und Staat könnten die U. S. A. eine reguläre Gesandtschaft oder Botschaft im Vatikan besitzen, da der Vatikan-

staat ein anerkannter souveräner Staat ist, und bis 1870 bestanden diplomatische Beziehungen zwischen Washington und dem Kirchenstaate.

II. Die Enzyklika „Mediator Dei"

Die am 20. November 1947 in Castel Gandolfo bei Rom erlassene Enzyklika über die heilige *Liturgie* ist inhaltlich sozusagen ein zweites Kapitel des am 29. Juni 1943 gegebenen und ebenso umfangreichen Rundschreibens „Mystici Corporis". Einige Hauptideen der neuen Enzyklika können nur bei voller Vertrautheit mit der Lehre vom Mystischen Leibe Christi in ihrem ganzen Sinne erfaßt werden. Der dogmatisch und pastoral wichtigste Abschnitt der Enzyklika „Mediator Dei" über die „Teilnahme der Gläubigen am eucharistischen Opfer" ist die ausführliche und abgewogene Darlegung eines entsprechenden kurzen Absatzes in der Enzyklika „Mystici Corporis", wo es heißt, daß auch die Gläubigen selbst durch die Hände des Priesters in betender Gemeinschaft mit ihm, dem ewigen Vater, das unbefleckte Opfer darbringen. Des weiteren wird vor verschiedenen Irrtümern, die bereits 1943 aus guten Gründen abgelehnt wurden, neuerdings gewarnt. Man darf sagen, daß die Enzyklika „Mystici Corporis" das Innenleben der Kirche überhaupt beleuchtet, während das Rundschreiben über die Liturgie die Fortsetzung des *priesterlichen* Lebens des Erlösers in seinem mystischen Leibe skizziert, dessen Höchstziel in der „debita Deo gloria" liegt.

Am 30. November veröffentlichte die vatikanische Tageszeitung „Osservatore Romano" in 21 Spalten in Kleindruck den lateinischen Text mit den 188 Zitatenangaben sowie einer kurzen, einführenden Übersicht. In der nächstfolgenden Nummer erschien dann die vollständige italienische Übertragung des Rundschreibens.

Sowohl dogmatisch wie pastoral und disziplinär ist die neue Enzyklika von größter Bedeutung. Sympathisch berührt uns die klare sprachliche Fassung und noch mehr die Fülle der konkret formulierten positiven und negativen Erklärungen, Anweisungen und Richtlinien. Wie oft wird dem jetzigen Tiaraträger vorgeworfen, er sei ein diplomatischer und hyperpolitischer Papst! Genügt es nicht schon, um diesen Vorwurf zu entkräften, darauf hinzuweisen, daß von den zehn Enzykliken Pius' XII. mehr als die Hälfte rein religiösen Charakter besitzen und daß dazu die drei voluminösesten Rundschreiben gehören, die man einmal zu den großen Dokumenten rechnen wird? Gewiß macht sich in der Enzyklika „Mediator Dei" ein feiner diplomatischer Zug geltend, nämlich die reiflich bedachte Abgewogenheit der Doktrinen und Richtlinien, die weder einem furchtsamen Konservatismus noch einem unklaren Progressismus huldigt. Wenn die Kirche der Mystische Leib Christi ist, dann muß ihre Einheit herrlich aufleuchten, und der oberste Hirte ist für diese Einheit verantwortlich. Durch sein Rundschreiben sucht er, wie der „Osservatore" bemerkt, das heilige Gleichgewicht im Mystischen Leibe Christi zu wahren: „Wie auf politischem und sozialem Gebiete, so bekundet sich gleichfalls des öfteren in der religiösen Praxis die Tendenz, Gegensätze und Konflikte dort zu schaffen, wo eigentlich keine Opposition und kein Konflikt besteht, sondern nur eine Summe von einfachen Meinungsverschiedenheiten, die in einer höheren Einheit harmonisiert werden können und müssen."

Weil die neue Enzyklika vorwiegend das liturgische *Leben* befruchten und leiten will, stößt sie in durchwegs konkretem Tone

über die theoretischen Erörterungen hinaus und gibt, freigebiges Lob oder väterlichen Tadel spendend, eine Unzahl von unmittelbar pastoralen und disziplinären Anweisungen. Nicht weniger klar und bisweilen scharf wird eine Menge doktrineller Fragen billigend oder ablehnend entschieden, wie dies zum Teil bereits in früheren päpstlichen Ansprachen und Schriftstücken geschehen war. Pius XII. hat sich in den vergangenen Jahren mehrmals zu theoretischen und praktischen Problemen geäußert, die in das Gebiet der Liturgie gehören oder mit ihr in Verbindung gebracht wurden. Außer auf die Enzyklika „Mystici Corporis" möchten wir auf folgende Ansprachen hinweisen: An die Seminaristen des Welt- und Ordensklerus am 24. Juni 1939; an die italienische Katholische-Aktions-Jugend am 2. November 1941; an die römischen Pfarrer und Fastenprediger am 13. März 1943; an dieselben erlassene Weisungen vom 18. Februar 1945; schließlich die lateinische Homilie, die der Papst am 18. September 1947 in der Paulus-Basilika in Rom zum 14. Zentenar des Todes des hl. Benedikt hielt.

Den Anlaß zum neuen Rundschreiben bot die in manchen Ländern der lateinischen Kirche verheißungsvoll aufgeblühte liturgische Bewegung, die seit einem halben Jahrhundert die schönsten Früchte zeitigt, die aber auch, was bei einer lebendigen Bewegung durchaus verständlich ist, nicht selten in der Praxis das rechte Maß verliert und Lehren propagiert, die entweder ungeklärt und ungereinigt oder geradezu falsch und gefährlich sind. Darum verlangt das Bewußtsein der Pflicht vom Papste, „daß Wir unsere Aufmerksamkeit jener Erneuerung, wie sie von gewisser Seite verkündet wird, zuwenden und sorgfältig darauf achten, daß die ins Auge gefaßten Ziele das Maß nicht überschreiten oder gar gänzlich ausarten". Aus dem Grunde ist es unvermeidlich, daß in der Liturgie-Enzyklika viele Forderungen und Neuerungen abgewiesen und gerügt werden. Pius will aber nicht, daß wir darin eine Maßregelung der liturgischen Bewegung erblicken. Sie soll kräftig weiterblühen. Wenn nach der nicht liturgisch-bewegten Seite hin im einzelnen sehr wenig zu tadeln ist, so nur deshalb, weil gar nichts geschieht, und das verdient den härtesten Tadel: „Wir bedauern es sehr, daß in gewissen Gegenden der Sinn, das Verständnis und der Eifer für die heilige Liturgie zu wünschen übrig lassen oder manchmal fast ganz fehlen." Wenn „einige allzu Neuerungssüchtige" in ihren Plänen, Wünschen und Grundsätzen ziemlich scharfe Zurechtweisungen einstecken, dann prasseln anderseits die harten Worte von den „Faulen und Trägen, den Nachlässigen und Feigen" wie Keulenschläge auf die des liturgischen Geistes entbehrenden Priester nieder.

Unter den doktrinellen Fragen, die in der Enzyklika „Mediator Dei" vorgenommen werden, seien folgende erwähnt: Liturgie und Dogma; die Notwendigkeit einer subjektiven-aszetischen Frömmigkeit gegenüber der irrigen Forderung nach einer rein objektiven Frömmigkeit, die leicht zu einem bedenklichen Quietismus ausgleitet; die rechte Abgrenzung des sogenannten allgemeinen Priestertums gegen das hierarchische Priestertum; der öffentliche Charakter der Privatmessen und die Frage der Konzelebration; unhaltbare Anschauungen und kirchliche Lehre über die wirkliche Teilnahme der Gläubigen an der Darbringung des eucharistischen Opfers (insofern sie mit dem Priester und durch den Priester Gott das Opferlamm darbieten und sich selbst mitaufopfern); das Verhältnis von Opfer und Kommunion; eine Definition des Meßopfers; Rechtfertigung und Verteidigung des eucharistischen Anbetungs-

kultes; die private Danksagung nach der Messe und Kommunion; die Verehrung Christi in seinem Erdenleben und vor allem in seinem bitteren Leiden; die Art und Weise, wie die Geheimnisse Christi in den Kultmysterien und im Kirchenjahre gegenwärtig sind; der unbestreitbare Wert der nicht streng liturgischen Frömmigkeitsformen; die Empfehlung der öfteren Andachtsbeichte.

Aus der Fülle der pastoralen und disziplinären Anweisungen: das Vorrecht der kirchlichen Hierarchie, die Entwicklung der Liturgie zu leiten und zu überwachen, während es nicht statthaft ist, daß die Privatinitiative einzelner Priester den Gottesdienst zu liturgischen Experimenten benützt; die Einsetzung einer liturgischen Diözesankommission; der ungesunde liturgische Archäologismus; die lateinische Sprache, die Farbe der Paramente, die Statuen und Heiligenbilder; der fruchtbare oder unfruchtbare Gebrauch des römischen Missale durch die Gläubigen und sonstige Arten, sich aktiv am heiligen Opfer zu beteiligen; die Austeilung der heiligen Kommunion; der gregorianische Gesang als Volksgesang und die Zulässigkeit polyphoner Musik; die Sonntagsvesper; der Schmuck des Gotteshauses und die Würde der Zeremonien.

Das Liturgie-Rundschreiben begreift außer der Einleitung, die den Zweck der Enzyklika darlegt, und einem Schlußabschnitte vier in Kapitel gegliederte Hauptteile, von denen der erste Natur, Ursprung und Entwicklung der Liturgie unter Leitung der kirchlichen Hierarchie behandelt. Der folgende wichtige Teil über den Kult der Eucharistie enthält vier Kapitel: Natur des eucharistischen Opfers; Teilnahme der Gläubigen am eucharistischen Opfer; die eucharistische Kommunion (mit einem Anhang über die Danksagung); Anbetung der Eucharistie. Gegenstand des dritten Teiles sind das Stundengebet, der Mysterienkreis des Kirchenjahres und die Heiligenfeste. Die seelsorglichen Richtlinien ergänzt sodann der abschließende vierte Teil durch die Empfehlung der nicht streng liturgischen Frömmigkeitsformen (darunter der Rosenkranz, die Exerzitien, die Andachtsbeichte, der Maimonat usw.) und durch Anweisungen über den liturgischen Geist und das liturgische Apostolat.

III. Kongresse des Weltkatholizismus

Zu Beginn des September 1947 wurde in *Maastricht* unter dem Vorsitz des Kardinals de Jong von Utrecht, den der Papst zu seinem Legaten ernannt hatte, ein *holländischer Marianischer Nationalkongreß* abgehalten. Am Abend des 5. September richtete Pius XII. eine Radiobotschaft in französischer Sprache an die Teilnehmer dieses Kongresses. Er lobt die Katholiken der Niederlande für die Erfolge, die sie durch zähe und methodische Arbeit im Laufe eines Jahrhunderts erzielten. Hervorgehoben werden die bewundernswerte eucharistische Bewegung, der glückliche Kampf für die Konfessionsschule, die caritative und soziale Tätigkeit sowie der unvergleichliche Eifer für die Katholischen Missionen. Unter der Leitung der Bischöfe hat man sich in diesen letzten Jahren dem Neuheidentum, der Rassenmoral, den Auswüchsen der Rache und des Hasses widersetzt. Aufgaben der Zukunft sind die Vertiefung des religiösen Lebens, die Pflege der Opferbereitschaft und des Gemeinschaftsgeistes, die Verteidigung der Ehe- und Familienmoral, die Betätigung der sozialen Gerechtigkeit und der christlichen Liebe.

Zu gleicher Zeit tagte in *Rom* der Kongreß *der katholischen Männeraktion Italiens,* die das silberne Jubiläum ihres Bestehens

feierte. Am Sonntag, dem 7. September, empfing der Nachfolger des hl. Petrus auf dem weiten St.-Peters-Platze die Hunderttausende in Audienz. In seiner Ansprache sagte der Pontifex, daß nach der Zeit der Überlegung und der Pläne die Stunde der Tat geschlagen habe. In fünf Punkten entwickelte er das Aktionsprogramm, dessen Durchführung den Männern die Gelegenheit zur Bewährung gibt: Stärkung der religiösen Bildung; Heiligung der Festtage; Rettung der christlichen Familie; soziale Gerechtigkeit; Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit im menschlichen Zusammenleben sowie Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Gemeinwohl. Nur durch hochherzige Zusammenarbeit und echt idealistische, nach Eroberung drängende Haltung läßt sich dieses Programm verwirklichen.

Vom 7. bis 11. September tagte ebenfalls in *Rom* der Kongreß des *Internationalen Verbandes der katholischen weiblichen Jugend*, an dem sich 1600 Vertreterinnen aus 40 Ländern beteiligten. Kardinal Pizzardo skizzierte die Wesenszüge einer national aufgebauten und international verbundenen Katholischen Aktion. Sich unmittelbar an diese Jugendtagung anschließend, studierte bis zum 16. September der 11. Kongreß der *Internationalen Union der Katholischen Frauenverbände* den Beitrag der christlichen Frau zu und in der Menschengemeinschaft. Am 11. September zeigte Pius XII. in einer großen Audienz den Frauenvertreterinnen ihre Aufgaben in der Welt von heute, wo es sich darum handelt, mit Hilfe von militanten, universalen, anpassungsfähigen und harmonisch zusammenarbeitenden Organisationen die christliche Erziehung der Frau und die christliche Erziehung zur Familie trotz der eingerissenen Verwirrung in den Geistern und Gemütern dennoch zu retten. Dazu braucht es einen siegesbewußten, unerschrockenen und lebendigen Glauben, der vor den letzten Konsequenzen und den strengsten Forderungen der Wahrheit nicht zurückscheut. Auch für die Bezirke des öffentlichen, bürgerlichen und sozialen Lebens enthalten die Lehren des Glaubens bindende Richtlinien. Eine Einkapselung des Christentums ins „rein Religiöse" oder „rein Geistige" wäre ein „falscher Spiritualismus" und eine „antikatholische Vivisektion". Überall, wo die Interessen Christi im Spiele stehen, hat der Katholizismus sein Wort zu sprechen. Deshalb sind alle Katholiken bei den Wahlen zur gewissenhaften Stimmabgabe verpflichtet, und die Nichterfüllung der Wahlpflicht kann in gewissen Fällen „eine schwere und verhängnisvolle Unterlassungssünde" werden (un grave et fatal péché d'omission = peccatum grave). Treu müssen wir zum Sozialprogramm der Kirche stehen, die stets das echte Allgemeinwohl vor Augen hat, eine bessere Verteilung des Volksvermögens fordert und bei gleicher Arbeit und Leistung der Frau denselben Lohn zubilligt wie dem Manne. Die Einwirkung der Frau auf die Politik vollzieht sich vorwiegend durch den Stimmzettel und auf dem Umwege der öffentlichen Meinung. Die direkte politische Laufbahn ist immer nur die Aufgabe einzelner Frauen.

Die 50. Wiederkehr des Todestages der *hl. Theresia vom Kinde Jesu* (30. September 1897) wurde in Lisieux und Paris feierlich begangen. Kardinal Suhard, Erzbischof von Paris, zeichnete in seiner Festrede das authentische Bild der hl. Theresia, der Patronin der Missionen und Frankreichs, das sich nach außen und nach innen missionarisch betätigen wird. Unter dem Datum des 7. August richtete der Heilige Vater ein eigenes Schreiben an den Bischof von Bayeux und Lisieux, dem wir folgenden Absatz über die Not-

wendigkeit theresianischer Spiritualität entnehmen: „Man vergißt allzu oft, daß man nur dann in den verwickelten Fragen, die heute die Menschheit quälen, klar sehen wird, wenn man mit der Klugheit jene höhere Einfalt verbindet, die ein Geschenk der Weisheit ist. Die hl. Theresia von Lisieux zeigt sie uns in der liebenswürdigsten Weise, deren tiefe Anziehungskraft alle Herzen ergreift. Die Welt von heute ist aus vielen Gründen in die Irre gegangen, doch vor allem wegen des Stolzes über die wissenschaftlichen Entdeckungen, wegen ihrer ausschließlichen Besorgtheit um die Erdengüter und der daraus sich ergebenden Interessenkonflikte. Darum ist es überaus notwendig, daß sie diese Botschaft von der Demut, von der übernatürlichen Erhebung und Einfachheit höre." „Es erscheint Uns wichtig, daß alle, groß und klein, Gebildete und Ungebildete, die Beispiele der heiligen Karmeliterin befolgen, die es verstanden hat, hienieden so vollkommen als wahres Kind des himmlischen Vaters zu leben."

Ende September hielten die *italienischen* Katholiken in *Neapel* ihre XXI. und die Katholiken *Kanadas* in *Rimouski* ihre XXIV. *Soziale Woche* über die Probleme des Bauerntums und des Landlebens. Den beiden Kongressen ließ Pius XII. Richtlinien zugehen, und zwar dem Präsidenten der kanadischen „Sozialen Wochen" in Form eines persönlichen Handschreibens, während Msgr. Montini, Substitut des Päpstlichen Staatssekretariates, im Auftrage des Heiligen Vaters den italienischen Katholiken dessen Ratschläge und Wünsche mitteilte. Das Neuheidentum hat Teile der Landbevölkerung infiziert, so daß sich für die bäuerlichen Kreise Italiens das religiös-moralische Problem immer dringender stellt, damit sie die „Goldreserve des Glaubens und der Sittlichkeit für die ganze Nation" bleiben. Am ausführlichsten behandelt Msgr. Montini die wirtschaftlich-soziale Seite des Bauernproblems. In erster Linie ist auf Produktionssteigerung zu drängen. Damit hängt das Fragestück der vieldiskutierten Agrarreform eng zusammen. Die Katholiken besitzen in der christlichen Sozialdoktrin eine praktische Leitschnur, die sie den Mittelweg zwischen dem agnostisch-liberalen Individualismus und dem marxistischen Kollektivismus finden läßt. „Nach dem Willen des Schöpfergottes, des wahren und absoluten Oberherrn aller Dinge, hat das Eigentum einen doppelten Charakter und eine zweifache Funktion: eine Individualfunktion, insofern es den berechtigten Bedürfnissen des Besitzers gerecht werden muß, und zugleich eine Sozialfunktion, insofern es den unverlierbaren Bedürfnissen aller Glieder der Menschenfamilie dienen muß." Dieses Prinzip gilt vor allem für das Eigentum an Grund und Boden. Darum schrieb Pius XI.: „Der Staat kann also — immer im Rahmen des natürlichen und göttlichen Gesetzes — mit Rücksicht auf wirkliche Erfordernisse des allgemeinen Wohles genauer im einzelnen anordnen, was die Eigentümer hinsichtlich des Eigentumsgebrauches dürfen, was ihnen verwehrt ist." Dementsprechend ist es den italienischen Katholiken gestattet, eine einschneidende Agrarreform zu studieren, die den berechtigten Wünschen der Beteiligten entspricht, ohne unbefugte Eingriffe in unantastbare Rechte vorzunehmen. Das Ideal bleibt die grundsätzliche Forderung des Privateigentums, soweit möglich, für alle. Es ist Aufgabe der Priester und Laien, die allgemeinen Prinzipien christlicher Sozialdoktrin zu praktischen und konkreten Formeln umzuarbeiten, damit allmählich eine gesunde soziale Neuordnung erstehe. In dem Schreiben an die Kanadier heißt es, daß die Lösung der Bauernfrage zu gleicher Zeit in zwei Richtungen gesucht werden muß,

auf dem moralisch-religiösen und dem wirtschaftlich-technischen Boden: rationelle Organisation der Landbevölkerung und Zusicherung einer der Billigkeit entsprechenden Gewinnspanne.

Am 12. Oktober sprach Pius XII. über den Rundfunk zum 33. Nationalkongreß der *„National Conference of Catholic Charities"* in *New-Orleans* und zum *argentinischen Marianischen Nationalkongreß* in *Luján:* „Die Verehrung der Gottesmutter ist ein Fundamentalbestandteil des christlichen Lebens." „Versprecht Maria, daß ihr euch mit aller Kraft für die Erhaltung und Förderung der Würde und Heiligkeit der christlichen Ehe einsetzen werdet; für die religiöse Erziehung der Jugend in den Schulen; für die Durchführung der kirchlichen Lehren in der Neuordnung der Wirtschaft und in der Lösung der sozialen Frage! In diesen grundlegenden Punkten der christlichen Zivilisation der Kirche die Treue zu wahren, ist heutzutage ein handgreiflicher Beweis der wahren und echten Liebe zu Maria und ihrem göttlichen Sohne."

Am *internationalen Kongreß der Marianischen Kongregationen* in *Barcelona* beteiligten sich in der ersten Dezemberwoche Vertreter aus 27 Ländern, und 23 Kardinäle übermittelten ihre Glückwünsche. Einen wie starken Faktor christlicher Erneuerung der Heilige Vater in den Kongregationen sieht, bezeugt seine Radiobotschaft vom 7. Dezember: „Als oberster Hirte der Kirche" steht er zu der Kongregation „als zu einer ihrer erlesensten Milizen", die sich in treuem Festhalten an ihrer wesentlichen Basis mit großer Schmiegsamkeit in vielen Formen des Apostolates entfaltet.

Von der *italienischen katholischen Jugend* verlangte der Nachfolger Petri am 8. Dezember und am 4. Jänner, daß sie Klarheit der Prinzipien und persönlichen Mut besitze, daß ihr die unverbrüchliche Einheit von Religion und Leben vorschwebe, daß sie glaubensstark, lebenskräftig und heilig sei. Drei Mahnworte gab er ebenfalls den römischen Patriziern und Adeligen am 14. Jänner ins neue Jahr als Leitsterne mit: unverbrüchliche Festigkeit, Entschlossenheit zur Aktion gegenüber jedem apathischen und müßigen Abstenzionismus, und schließlich ein „großzügiges Jasagen" zum Grundgebote der Brüderlichkeit und der sozialen Gerechtigkeit.

IV. Friedensenzyklika und Weihnachtsansprache des Heiligen Vaters

Die kurze Epistula Encyclica *„Optatissima Pax"*, die Pius XII. am 18. Dezember erließ, ist allem Anscheine nach das Resultat eines nach dem Scheitern der Londoner Außenministerkonferenz und angesichts der inneren Unruhen in einigen Ländern rasch gereiften Entschlusses. Sie will eine Mahnung und zugleich eine Aufforderung zum *Gebete* sein. Alle Mittel müssen eingesetzt werden, damit sowohl der bittere Haß zwischen den Bürgern desselben Staates und die Sucht nach Umsturz beseitigt als auch die internationale Eintracht wieder hergestellt werde: „Überaus schwerwiegend sind tatsächlich die Übel, die man heilen muß, und zwar heilen muß, sobald es nur möglich ist. Denn einerseits ist die Wirtschaft wegen der gemachten Kriegsaufwendungen und der unermeßlichen Zerstörungen bei vielen Völkern so geschwächt und erschöpft, daß sie häufig nicht in der Lage ist, die geeigneten Hilfsmittel bereitzustellen und jene nützliche Initiative zu entfalten, die allen die notwendige Arbeit verschafft, die gegen ihren Willen zu unfruchtbarem Nichtstun gezwungen sind. Anderseits wird von gewisser Seite die Not des Arbeitervolkes in schlauer Berechnung und Tarnung geschürt und ausgenützt und sogar jene edle An-

strengung behindert, welche sich um den verlorenen Wohlstand in rechter Ordnung und unter Führung der Gerechtigkeit bemüht. Und doch müssen alle einsehen, daß der verlorene oder gefährdete Wohlstand nicht durch Zwietracht, nicht durch Aufstände, nicht durch Brudermorde, sondern nur durch schaffensfreudige Eintracht, durch gegenseitige Hilfe und durch friedliche Arbeit in Bürgerschaft und Gemeinwesen zurückgeholt werden kann . . . Ebenso müssen alle gleicherweise einsehen, daß die Not der Gegenwart so ungeheuer groß und die Zukunft so furchterregend ist, daß alle Privaten unbedingt ihren eigenen Nutzen und Vorteil dem Gemeinwohl unterordnen müssen, besonders die Wohlhabenden."

In seiner *Radiobotschaft am Vorabend von Weihnachten* brandmarkte Pius XII. zuerst das verheerende Übel der Unehrlichkeit, Unaufrichtigkeit, Unwahrhaftigkeit, das unsere Zeit wie ein Schandmal auf der Stirne trägt. Solange der Geist der Lüge die öffentliche Meinung formt, ist der Friede unmöglich und bleibt die Zivilisation bedroht. Die Kirche ist verpflichtet, den Lügenstiftern die Maske herunterzureißen. „Unsere Stellung zwischen den beiden streitenden Lagern ist frei von jedem Vorurteil, frei von jeder Vorliebe für das eine oder andere Volk, wie sie auch frei ist von jeder rein irdischen Betrachtung der Dinge. Mit Christus oder gegen Christus, darin liegt die ganze Frage. Ihr versteht es, wie schmerzlich es Uns berühren muß, daß eine feindliche Propaganda Unsere Gedanken und Worte verdreht, die Geister verhetzt, den friedlichen Ideenaustausch stört, den Graben vertieft, der so viele Seelen von uns trennt, die durch das Blut und die Liebe desselben Heilandes erlöst sind. Der Grund davon ist stets dieselbe Falschheit; sie ist gewollt und wird mit kalter Berechnung als die schärfste Waffe gegen Gerechtigkeit und Wahrheit angewandt, um die Annäherung und die Versöhnung der Völker und den Frieden zu verhindern. Die unvermeidbare Folge einer solchen Lage der Dinge ist die Zerreißung der Menschheit in mächtige, einander feindliche Gruppen, deren höchstes Lebens- und Aktionsgesetz ein tiefes, unüberwindliches Mißtrauen ist. Dieses Mißtrauen ist das tragische Paradoxon und der Fluch unserer Zeit. Beide Parteien fühlen sich zu diesem Mißtrauen verpflichtet. Und so erhebt sich eine gigantische Trennungsmauer . . . Aus dem Engpaß, in den der Kult der Unwahrhaftigkeit die Welt geführt hat, gibt es nur einen Ausweg: die Rückkehr zum Geist der Wahrhaftigkeit und ihrer Betätigung." Es muß sich damit der Geist echter Brüderlichkeit verbinden. Trotz des Dunkels will der Papst, daß wir die Hoffnung nicht aufgeben, und er wünscht dem Jahre 1948, daß es eine würdige Erinnerung an das Friedensjahr 1648 werde.

V. Vom Leben und den Sorgen des französischen Katholizismus

Eine von den *freien katholischen Schulen* organisierte Ausstellung wurde am 14. September von Kardinal Suhard in Paris eröffnet. Bis zum 13. November konnten sich die Franzosen mit den Anstrengungen und Leistungen des Enseignement Catholique Français vertraut machen. Allein die Elementarschulen betreuen 1,200.000 Kinder. Nahezu eine Million französischer Familien hält trotz großer Opfer daran fest, ihre Kinder christlichen Erziehern zuzuführen. Das Freie katholische Schulwesen begreift selbstverständlich auch technische Schulen, Mittelschulen (1250) sowie fünf Universitäten oder Institute (Lille, Paris, Lyon, Angers, Toulouse); daneben muß die Erziehungsarbeit in den Spezialschulen (Blindenanstalten usw.) und in den Kolonien erwähnt werden. Die Zahl der

christlichen Erzieher in Frankreich erreicht die ansehnliche Höhe von 60.000 (36.000 Laien und 24.000 Priester oder Ordensleute). Die Ausstellung wollte vor allem zeigen, daß die katholischen Schulen sich mit ihren Leistungen nicht zu schämen brauchen. Eine schreiende Ungerechtigkeit ist es, daß die Katholiken ihre freien Schulen ohne staatliche Subventionen unterhalten und dazu noch die Steuern für die neutralen religionslosen Staatsschulen zahlen müssen, obwohl beispielsweise ihre Mittelschulen 53 Prozent aller französischen Mittelschüler (295.000) umfassen. Wir erinnern uns noch an den Kampf, den sie vor zwei Jahrzehnten unter der Regierung Herriot für ihre Existenz durchfochten. In seiner Rede vor den Kardinälen, Bischöfen und Regierungsvertretern sagte Kardinal Liénart von Lille: „Würden die politischen Leidenschaften die Menschen nicht verblenden, dann müßte man endlich einsehen, daß die Kirche, die mit aller Kraft die freie Schule unterstützt, kein Ziel verfolgt, das Frankreich oder seine Institutionen schädigt. Ganz im Gegenteil will sie dadurch, daß sie den Familien christliche Erziehungshäuser und Lehrkräfte zur Verfügung stellt, die von der Republik anerkannte Freiheit der Wahl einer Schule garantieren. Soll es noch lange in Frankreich der Idee der wahren Freiheit so sehr verschlossene Geister geben, daß sie es nicht ertragen, wenn ihr Nachbar die ihm zustehende Freiheit ausnützt? Sofort fühlen sie sich bedroht. Die freie Schule ist nicht die Feindin der neutralen Staatsschule. Dürfen wir unsere Freiheit nicht verteidigen, wenn sie durch finanzielle Lasten gefährdet und beinahe erdrückt wird? Um die französische Jugend zu einigen, ist es nicht nötig, sie in eine (laizistische) Einheitsform zu gießen."

Gewiß ist die *allgemeine religiöse Situation* Frankreichs, von einzelnen Gebieten im Osten und Westen abgesehen, äußerst bedenklich. Außer im Süden und im Zentrum praktiziert die Bauernschaft noch; im Bürgertum kämpft katholische Tradition mit voltairianischem Geiste; das städtische Proletariat ist fast völlig entchristlicht. Viele sehen in den Riten etwas Unverständliches und empfinden das Kirchenleben als erstarrten Formalismus, dessen sieben Beerdigungsklassen (in gewissen Gegenden) die sozialen Ungleichheiten sogar im Heiligtum sichtbar machen. Dazu kommt das kommunistische Schlagwort von der Religion als der Stütze der sozialen Unterdrückung, obschon der soziale Katholizismus in Zeitungen und Zeitschriften und in den alljährlichen „Sozialen Wochen" sehr rührig auftritt. Reaktionäre Katholiken werfen sogar dem M. R. P., der christlich inspirierten Volkspartei, kommunistische Tendenzen vor. Eifrig werden in den zwei letzten Jahrzehnten neue Formen des Apostolates nach dem Muster der von dem belgischen Kanonikus Cardijn ins Leben gerufenen spezialisierten Jungarbeiterbewegung (Jocismus) in den verschiedenen Berufskreisen ausgebaut. Im Klerus gibt es die zwei Tendenzen der integral Konservativen und der mutigen Erneuerer. Kardinal Suhard warnte zu Ostern 1947 vor einem unaufgeschlossenen Traditionalismus. Großes Aufsehen und vielfache Begeisterung erregten die Methoden und Schriften des jüngst verstorbenen Abbé Godin „Frankreich ein Missionsland?" und des Pfarres Michonneau „Die Pfarrei als Missionsgemeinschaft". Vielerorts bezweifelt auch der Klerus, durch bittere Erfahrungen dazu berechtigt, die Wirkkraft der *„Pfarrei"*, die durch spezialisierte Seelsorge und durch „missionarische Systeme" abgelöst werden soll, was sich übrigens nicht selten von selbst infolge des Priestermangels aufdrängt. Dieser Tendenz gegenüber wurde im Juli 1947 auf dem

Eucharistischen Nationalkongreß in Nantes die unumgängliche Notwendigkeit der Pfarrei als natürlicher religiöser Gemeindegemeinschaft und bester Verankerung der Religiosität betont. Die verbreitete Wochenschrift „Témoignage Chrétien", an der Jesuiten und der eine oder andere Dominikaner mitarbeiten, ist Wortführerin eines fortschrittlichen Katholizismus und gibt in ihren Spalten den religiösen Wünschen der Laien genügend Raum. Angesichts des schon herrschenden Priestermangels macht sich die *Krise der Berufe zum Pfarrklerus* besonders fühlbar, während die Orden eine stärkere Anziehungskraft ausüben. Msgr. Ancel, Weihbischof von Lyon, untersuchte die Frage in einem längeren Schreiben und zeigt uns, daß junge Leute deshalb das Ordensleben vorziehen, weil sie die Seminarausbildung geringschätzen, weil sie die Einsamkeit des Priesterlebens in der Pfarrei und das Übermaß an äußerer Arbeit als Gefahr empfinden oder ein eigentliches Heiligkeitsideal des Weltpriestertums vermissen, wobei hinzukommt, daß manche Eltern das Leben eines Pfarrpriesters als zu gewöhnlich erachten. Gegen all diese oft gutgemeinten Schwierigkeiten bestehen Hilfsmittel oder müssen solche schleunigst geschaffen werden.

Zwischen den Jesuiten und Dominikanern entspann sich im vergangenen Jahre eine lebhafte, nicht immer maßvolle Diskussion über neue Richtungen in der Theologie, in die auch Msgr. Bruno de Solages, Rektor des Katholischen Institutes von Toulouse, gegen P. Garrigou-Lagrange O. P. eingriff. Den Anstoß hatte die vom Papste im September 1946 vor der Generalkongregation der Jesuiten ausgesprochene Warnung vor der „Nova Theologia" gegeben, der nach Ansicht des P. Garrigou-Lagrange eine Reihe französischer Jesuiten huldigen. Die Diskussion dürfte begründet sein, da sich andernfalls die Warnung des Heiligen Vaters kaum erklären ließe.

Der Erzbischof von Aix, Msgr. de Provechères, publizierte am 7. Dezember eine Note über die „christliche Haltung gegenüber dem Kommunismus". Am 24. November äußerte sich Kardinal Suhard über das Streikrecht, das er prinzipiell anerkennt, das aber nicht auf ungerechte und unbedachte Weise gebraucht werden darf, besonders nicht gegen den Willen der Arbeiter, die man zum Streike zwingt, und zum Nachteile der Volkswirtschaft und des Wiederaufbaues. Der Erzbischof betont, daß er die „Forderungen derer, die einen lebensnotwendigen Minimallohn verlangen, als berechtigt ansieht".

Seinerseits verurteilte der Diözesan-Überwachungsrat von Paris am 12. November die noch immer fortdauernde Propaganda zugunsten des am 21. Juli 1944 vom Heiligen Offizium abgewiesenen „Millenarismus".

VI. Kurznachrichten

Als der Papst am 31. Dezember die beim Heiligen Stuhle akkreditierten *Gesandten und Botschafter* zur Entgegennahme der Glückwünsche empfing, waren *36 Staaten* oder Souveräne in dieser gemeinsamen Audienz vertreten. Das kontinentale Westeuropa ist lückenlos im Vatikan zugegen: Belgien, Frankreich, Italien, der Malteserorden, Monaco, Portugal, San Marino, Spanien. Ferner unterhalten diplomatische Beziehungen zum Heiligen Stuhle: England, Finnland, Holland, Irland, Österreich, Tschechoslowakei, Jugoslawien (der rumänische Vertreter hatte sich tagszuvor verabschiedet). Die Auslandsregierungen von Polen und Litauen bleiben vergegenwärtigt. Aus Asien und Afrika erschienen zur Audienz: China, Libanon, Ägypten und Liberia. Vom westlichen Kontinent:

der Vertreter des Präsidenten der U. S. A., sowie die meisten mittel- und südamerikanischen Republiken: Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Columbien, Ecuador, Peru, Venezuela, Costarica, Cuba, El Salvador, Haïti, Nicaragua, Panama, San Domingo. Aus Europa fehlten: Dänemark, Norwegen, Schweden, die Schweiz, Liechtenstein, Rußland, Ungarn, Bulgarien, Griechenland und die Türkei. Deutschland und Japan sind vorläufig ausgeschaltet. Pius XII. betonte seine Liebe zu *allen* Völkern, auch wenn sie mit dem Heiligen Stuhle keine freundschaftlichen Beziehungen pflegen, sowie die „Unteilbarkeit" des Friedens, der nur dann denkbarer und dauerhafter Weltfriede sein kann, wenn er allen Völkern leuchtet und sich mit dem internationalen Frieden die soziale und innerpolitische Ordnung verbindet.

Am 16. Dezember 1947 überreichte der Apostolische Nuntius dem Kardinal-Erzbischof von *Rio de Janeiro* das Dekret, durch welches in der Hauptstadt Brasiliens die katholische Universität als Päpstliche Universität kanonisch errichtet wird. Erster Großkanzler ist Kardinal de Barros Camara.

Die *„Sacra Congregatio pro Ecclesia Orientali"* beging am 30. November den 30. Jahrestag des Beginnes ihrer Tätigkeit als eigenständige Kongregation, deren Präfekt der Heilige Vater selbst ist.

Im November erließ der *holländische Episkopat* einen gemeinsamen Hirtenbrief über die Wohnungsnot.

Als Auszeichnung verlieh König Gustav von Schweden dem *Papste* eine goldene Medaille für seine Friedensbemühungen, während ihm eine spanische Delegation die erste „Francisco de Vitoria"-Medaille überbrachte und die Académie Française ihm die Große Goldmedaille zuerkannte.

Das *Kardinalskollegium* verlor am 24. Oktober den 77jährigen Präfekten der Ritenkongregation Carlo Salotti, dessen Nachfolger Kardinal Clemens Micara, suburbikarischer Bischof von Velletri und früherer Nuntius in Belgien, wurde. Am 10. Dezember verschied nach kurzer Krankheit Kardinal Petit de Julleville, Erzbischof von Rouen.

Seliggesprochen wurde am 9. November die Dienerin Gottes Jeanne Delanone, Stifterin der Schwestern der hl. Anna von der Vorsehung, in Saumur († 1736).

Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke.

Bericht über die zweite Tagung heimatloser Priester in Eichstätt (5.—7. August 1947). Herausgegeben von der Kirchlichen Hilfsstelle, Zweigstelle München, 8, Äußere Prinzregentenstraße 12/II.

Blieweis, Theodor. *Kinder vor Gott.* Ein Sonntagsbuch. (Buchreihe von der „Frohbotschaft des Herrn". Herausgeber: Prof. Dr. Alexander Zwettler. 2. Band.) 8° (204). Wien 1947, Verlag Ferdinand Baumgartner. Kart. S 19.50.

De Vries, Wilhelm, S. J. *Sakramententheologie bei den Nestorianern.* (Orientalia Christiana Analecta, Num. 133.) Gr. 8° (300).

Roma 1947, Pont. Institutum Orientalium Studiorum, Piazza Santa Maria Maggiore 7.

Herder-Bücher 1947—1948. Wien 1947, Verlag Herder.

Hesse, Erwin. *Des Herrn Kreuz und Herrlichkeit.* Die öffentliche Wirksamkeit Jesu in ihren großen Zusammenhängen. Vierte, verbesserte Auflage. 8° (106). Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 2.80.

Jantsch, Franz. *Das Leben mit Jesus in unserer Zeit.* Eine moderne christliche Lebenskunde, aufgebaut auf der persönlichen Beziehung zu Jesus. (Buchreihe von der „Frohbotschaft des Herrn". Herausgeber: Prof. Dr. Alexander Zwettler. 1. Band.) 8° (176). Wien. 1947, Verlag Ferdinand Baumgartner. Kart. S 16.50.

Julianus Pomerius: The Contemplative Life. Translated and annotated by *Sister Mary Josephine Suelzer, Ph. D.,* of the Congregation of the Sisters of Providence, Saint Mary-of-the-Woods, Indiana. 8° (220). (Ancient Christian Writers, The Works of the Fathers in Translation, Nr. 4.) Westminster, Maryland, 1947, The Newman Bookshop. Doll. 2.50.

Kalasantiner-Blätter. Monatsschrift der Kalasantiner-Kongregation. 53. Jg. (1948), 1. Nummer. Wien XV, Gebrüder-Lang-Gasse 7. Jahresbezugspreis S 7.50.

Korrespondenz des Priester-Gebetsvereines Associatio Perseverantiae Sacerdotalis. 62. Jahrgang, 1948, Nr. 1. Verlag: Wien IX, Boltzmanngasse 9.

La Riqueza de las Iglesias Christianas en Bibliotecas al Sobrevenir la Segunda Guerra Mundial. Primera parte: Las Ordenes Católicas del Viejo Mundo. Segunda Parte: Las Instituciones Eclesiásticas Católicas. Por *Enrique Sparn,* Miembro de la Academia (Academia Nacional de Ciencias). (69+136.) Córdoba (Rep. Argentina) 1945/46.

LA VIE. Catholique Illustrée. Hebdomadaire imprimé en France. Paris-17 Boulevard Malesherbes 163.

Loidl, Dr. Franz. *Das Augustiner-Kloster bei der Wiener Hofburg.* Eine Übersicht aus den Protokollen des Konvents. 8° (28). Wien 1948, Verlag Julius Lichtner.

Ludwig, Dr. Vinzenz Oskar. *Kleine Kirchengeschichte.* Für Bildungsbeflissene und zum Selbststudium. 8° (467). Wien 1947, Verlag Georg Fromme & Co. Gbd. S 28.—.

Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen in vier Büchern. Nach der Übersetzung von Guido Görres herausgegeben von *Jakob Fried,* Weltpriester. Mit einem Anhang von Gebeten. Kl. 8° (391). 1947, Wiener-Dom-Verlag. Gbd. S 19.50.

Neumayr, Katharina. *Helfende Hände.* Kleinschriften. Reihe: Beruf und Berufung. (Herausgeber: Dr. Margarethe Schmid.) Kl. 8° (24). Herausgegeben vom Eb. Seelsorgeamt Wien 1947. S —.60.

Obersteiner, DDr. Jakob. *Die Christusbotschaft des Alten Testamentes.* Kurze Darlegung und Erklärung der wichtigsten messianischen Weissagungen. 8° (248). Wien 1947, Verlag Herder. Hlwd. S 30.—.

Orbis Catholicus. Herder-Korrespondenz. 1. Heft, 1. Jahrgang, Jänner 1948. 4° (48). Herausgegeben von Otto Schulmeister in Verbindung mit dem Österreichischen Seelsorgeinstitut Wien. Erscheint monatlich. Thomas-Morus-Presse, Verlag Herder, Wien. Preis dieses Heftes S 5.—. Jahresabonnement S 60.—.

Pfliegler, Michael. *Introitus.* Betrachtungen zum Eingang in das neue Jahr. 8° (40). Zweifarbig gedruckt. Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 3.80.

Pichler, Dr. Anton M. *Elternweihe.* Eine Brautlehre. 8° (40). Wien 1948, Verlag Ferdinand Baumgartner. Brosch. S 3.—.

Plankensteiner, Alfons. *Der moderne Mensch und der Humanismus.* 15. Heft der Schriftenreihe „Ewiger Humanismus", Schriften der Österreichischen humanistischen Gesellschaft in Innsbruck. 8° (27). Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. Geh. S 1.50.

Prochaska, Heinrich. *Saxa loquuntur — Die Steine sprechen.* Die Geschichte dreier Wiener Kirchen: St. Rupprecht, Maria am Gestade und Maria zu den neun Chören der Engel, jetzt als Wiener Domkirche in Gebrauch, nebst einer Kunstplauderei über Innsbrucks Kulturschaffen zwischen 1945 und 1947. Eine kunstgeschichtliche Erzählung. Mit Federzeichnungen von Otto Vogth. 8° (36). Innsbruck 1948, Verlag Felizian Rauch. In steifem Pappband mit Schutzumschlag S 6.60.

Schneider, Friedrich. *Der christliche Erzieher.* Das pädagogische Ethos in Unterricht und Erziehung. 8° (232). Graz—Salzburg—Wien 1947, Verlag Anton Pustet. Franz. broschiert S 16.—.

Schneider, Oda. *Der Prophet des Herzens: Johannes Eudes.* 8° (208). Wien 1947, Verlag Herder. Pappbd. S 21.—.

Schneider, Reinhold. *Das Vaterunser.* 8° (63). Graz—Wien, Styria, Steirische Verlagsanstalt. Kart. S 6.—.

Waach, Hildegard. *Theresia von Avila.* Kleinschriften. Reihe: Zeugnis im Wort. (Herausgeber: Dr. Margarethe Schmid.) Herausgegeben vom Eb. Seelsorgeamt Wien 1947. Kl. 8° (24). S —.60.

Wolf, Dr. Julius. *Ruf der Zeit an Lehrer und Erzieher.* Kleinschriften. Reihe: Beruf und Berufung. (Herausgeber: Dr. Margarethe Schmid.) Kl. 8° (24). Herausgegeben vom Eb. Seelsorgeamt Wien 1947. S —.60.

Zabel, Dr. Johann. *Die Meßfeier in der Dorfseelsorge einst und jetzt.* 8° (176). Wien 1947, Verlag Herder. Pappband S 18.60.

Von **Bogsrucker,** P. Alois S. J., erschienen im Verlag M. Auderieth, Wien IX/66, Lustkandlgasse 41, folgende Kleinschriften:

Der Schutzengel Frau. Kl. 8° (60). 6. vermehrte Aufl. S. 1.30.

Dem Mädchen am Scheidewege. Gedanken und Ratschläge für katholische Mädchen. Kl. 8° (64). 7.—10. Aufl. S. 1.20.

Der unvergleichlich schöne Rosenkranz. Wie Maria selbst ihn gebetet wünscht. Kl. 8° (32). 40. Tausend. S. —.60.

Gehet zu Josef. Gnadenreiche Novene zum hl. Josef von P. Eduard Fischer S. J. Neu bearbeitet. Kl. 8° (40). 12. Aufl. S —.40.

Das Ignatiuswasser. Kl. 8° (12). 76. Tausend. S —.20.

B) Buchbesprechungen

Geschichte der Philosophie. Altertum und Mittelalter. Von *Dr. Johann Fischl.* 8° (XVI u. 400). Graz—Salzburg—Wien 1947, Verlag Anton Pustet. Pappband S 30.— .

Das Sammelwerk „Christliche Philosophie in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Johann Fischl, von dem bisher zwei Bände erschienen sind (Die Formen unseres Denkens, Die Wahrheit unseres Denkens), wurde um einen dritten Band vermehrt, der die Philosophie-Geschichte des Altertums und Mittelalters bringt. Die Darstellung behandelt kurz die Philosophie der Griechen, ausführlicher die Philosophie der Kirchenväter und widmet sich dann ganz der scholastischen Philosophie des Mittelalters mit kurzer Erwähnung der antischolastischen Philosophie der Araber und Juden.

Erst die Neuscholastik hat auf unserer Seite ein Interesse an der Philosophie-Geschichte bekundet, doch herrscht bis heute ein Mangel an Gesamtdarstellungen. Univ.-Prof. Dr. Fischl füllt mit seinem Buch nicht nur eine Lücke in der philosophischen Literatur, wofür ihm alle Hörer der Philosophie dankbar sein werden, sein Vorhaben dient einem größeren Ziel, einer europäischen Aufgabe, wie er selbst im Vorwort sagt: die gemeinsamen Quellen der abendländischen Kultur aufzuzeigen, die von der Kultur der Griechen und vom Christentum her fließen. Das Buch darf darum über die engeren Fachkreise hinaus das Interesse aller beanspruchen, die ihr Leben nach dem Polarstern unbewegter Wahrheit ausrichten wollen. Über die bekannte Schreibweise des Autors, die ebenso lichtvoll und klar wie anschaulich und lebendig dahinfließt, ist kein Wort zu verlieren. Wer noch nie einen Philosophen mit Genuß gelesen hat, mag hier die Probe aufs Exempel machen.

Linz a. d. D. *Dr. Josef Häupl.*

Die Krisis des Fortschrittsglaubens. Aphorismen zur geistigen Lage. Von *Alois Dempf.* 8° (40). Wien 1947, Verlag Herder. Geh. S 3.—.

Dempf, von Dilthey herkommend, ist unter den katholischen Philosophen wohl der bedeutendste Kenner der Weltanschauungstypen und der philosophischen Ideengeschichte. Die Art, wie er in diesem Heft die „Fruchtbarkeit und Furchtbarkeit" des Wissens im Hinblick auf das menschliche Dasein herausarbeitet, wirkt aufrüttelnd. Zwei Fragen aber erheben sich vor dieser Schrift: Einmal, ob es überhaupt angeht, einen so ungeheuren Stoff in einen so engen Raum hineinzupressen; das Schlagwortartige vermag dem Wissenden gute Überblicke zu vermitteln, bleibt aber für weniger Eingeweihte im einzelnen dunkel. Und dann, ob nicht doch etwas allzu sicher von der „Konvergenz" der Hauptlinien der modernen naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis gesprochen wird. Gewiß besteht sie. Aber die Problematik ist noch zu groß, so daß die etwas summarische Behandlung bei wirklichen Fachkennern der Einzelgebiete mancherlei Bedenken erwecken dürfte. Soweit aber diese Schrift das Verlangen zu wecken vermag, den bloß angedeuteten Zusammenhängen nun tiefer nachzuspüren, wird sie ihren Zweck gut erfüllen.

Linz a. d. D. *Josef Knopp.*

Biblische Sinndeutung der Geschichte. Von *Dr. Jakob Obersteiner.* 8° (184). Graz—Salzburg—Wien 1946, Verlag Anton Pustet. Brosch. S. 18.—.

Die Bibel gibt auch in den letzten Fragen nach dem Sinn der Geschichte Antwort. Für sie ist auch die Geschichte Offenbarung der „Herrlichkeit Gottes". Der ethische Monotheismus Israels, der einzigartig in der Religionsgeschichte der Antike dasteht, gab auch die Fähigkeit zu einer „Geschichtsphilosophie", wie sie die anderen Völker der Antike nicht haben. Der Verfasser gibt die biblische Sinndeutung der Geschichte in drei Themengruppen: Kausalität, Teleologie und Theodizee der Geschichte, wieder. Eine Fülle von Problemen wird mit profunder Kenntnis des Alten Testaments, der geschichtsphilosophischen Fragen und der einschlägigen Literatur behandelt.

Darf ein Wunsch vorgebracht werden? Wenn die Stellung der nichtkatholischen Bibelkritik zur Geschichtstheologie des AT. — denn es handelt sich nicht um Philosophie, sondern um Theologie

— in einem eigenen Abschnitt und im Zusammenhang damit eine kurze Geschichte des geschichtstheologischen Denkens im AT. gegeben worden wäre, hätten die wiederholte Male in der Darstellung auftauchenden Auseinandersetzungen mehr Klarheit erhalten.

Das Buch ist ein sehr wertvoller Beitrag zur biblischen Theologie, eine glänzende Apologie des AT., eine reiche Quelle anregender Gedanken über Sinn und tragende Kräfte der Geschichte. „Für den Gläubigen gibt es nach dem Propheten Isaias keinen Pessimismus und keinen Skeptizismus in bezug auf den Geschichtsverlauf, und würde sich dieser den Zeitgenossen noch so düster und verworren darstellen" (S. 144). Zu diesem Glauben ist das Buch ein Weg und darum besitzt es wahre Aktualität nicht bloß in einem wissenschaftlichen, sondern auch in einem seelsorglichen Anliegen.

St. Pölten. *Dr. A. Stöger.*

Vom Weg des Abendlandes. Bilder zur geistigen und religiösen Entwicklung. Von *Andreas Posch.* 8° (220). Graz—Wien 1947, Styria, Steirische Verlagsanstalt. Frz. brosch. S 15.—.

Die zehn Vorlesungen, die der Grazer Kirchenhistoriker im Sommersemester 1946 an der dortigen Universität vor einem weiteren Kreis von Hörern hielt, geben die Kirchen- und Geistesgeschichte des Abendlandes in großen Zügen wieder. Wiederholt ist der Versuch unternommen worden, vor allem den interessierten Laien einen kurzen Abriß der Entwicklung ihrer Kirche in die Hand zu geben. Es wurde fast immer ein Auszug aus den Handbüchern der Kirchengeschichte daraus. Das ist bei Posch keineswegs der Fall. Obwohl es der Verfasser ablehnt, mit seinem Buch einen Beitrag zur Spezialgeschichte zu liefern, ist ihm doch etwas Neues gelungen: eine Zusammenschau der Gesamtentwicklung unter Herausarbeitung der inneren Tendenzen und Linien. Ein solches Buch setzt die vollständige Stoffbeherrschung und eine selbständige Auffassung voraus.

Besonders wichtig sind die Abschnitte über den Entwicklungsgedanken in der Kirchengeschichte, über Aufklärung und Josefinismus und über das 19. Jahrhundert und den Katholizismus. Ist im ersten Kapitel auf die durch Harnack, Loisy und Heiler aufgerissene Problematik eingegangen, die im Geiste eines Newman und Ehrhard gelöst wird, so unterscheidet der Verfasser im zweiten Kapitel zwischen dem Rationalismus der Aufklärung und dem josefinischen Staatskirchentum in Österreich und lehnt wie Merkle die rein negative Bewertung dieser Epoche ab. Glänzend hebt sich auf dem verworrenen Hintergrund der Strömungen des 19. Jahrhunderts die Gestalt des großen Weisen, Leos XIII., ab, die in der Papstreihe eine Epoche beschloß und das Tor in eine neue Zeit öffnete.

Das Buch zählt meines Erachtens zu denen, die man nach der ersten Lesung nochmals in die Hand nimmt.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Ignatius von Loyola und das geschichtliche Werden seiner Frömmigkeit. Von *Hugo Rahner S. J.* 8° (127). Graz—Salzburg—Wien 1947, Verlag Anton Pustet. Frz. brosch. S 13.50.

Mit dieser grundlegenden Arbeit bahnt der Innsbrucker Kirchenhistoriker einen Pfad in das wenig erforschte Neuland der innerkirchlichen Frömmigkeit. Da sich in dieser Theologie und Mystik, völkische und seelische Eigenart, antike und biblische Einflüsse durchkreuzen, ist die Standplatzbestimmung einer Ge-

stalt im geistesgeschichtlichen Koordinatensystem einer Zeit eine der schwierigsten Aufgaben.

Das Buch fußt auf ausgezeichneter Kenntnis der Quellen, d. h. der Monumenta Historica S. J., von denen bis 1944 66 Quartbände vorliegen. Aber es ist in der Sprache des Herzens geschrieben. Will es doch über die Oberfläche der Quellentexte zu den Tiefen vorstoßen, die jenseits der reinen Historie liegen (S. 10). Es umfaßt drei Abschnitte: Der Einfluß der Umwelt des Ignatius auf sein geistliches Werden; Die Begegnung des Ignatius mit der Tradition der christlichen Frömmigkeit; Die mystische Umwandlung des Ignatius zum Mann der Kirche. Eine wertvolle Einführung und zwölf Seiten Nachweise umrahmen das Buch. Zutreffend findet der Verfasser im Buch der Geistlichen Übungen den Niederschlag des eigentlichen Wesens ignatianischer Art. Aus der Gedankenwelt der Exercitia aber ging die Gesellschaft selbst hervor. Die Geburtsstunde der Geistlichen Übungen war die Vision am Cardoner, die Loyola den „synthetischen Blick" (Leturia) für den Organismus der Mysterien vermittelte.

Zahlreiche Einzelheiten machen die Lektüre ungemein anregend. Wir hören von der stürmischen Jugend und dem zeitlebens ungeschickten Spanisch des adeligen Basken, von den drei Büchern, die er gelesen hatte, vom Streit über die angeblichen Vorlagen für das Buch der Geistlichen Übungen, von Catarina und Bernardin von Siena als den unmittelbaren Vorläufern in der Geistesunterscheidung, von der kirchenhistorisch feststellbaren Abneigung gegen die Gesellschaft auch innerhalb kirchlicher Kreise und vieles mehr. Für eine Neuauflage wären erwünscht ein Wort über die Eigenart des baskischen Volkes, eine Stellungnahme zur neuesten Zuschreibung der Imitatio Christi an Gert Grote und eine Beschriftung des beigegebenen Bildes. Angesichts dieser Arbeit, der im Rahmen der Neuerscheinungen ein Ehrenplatz gebührt, dürfte in vielen Lesern der dringende Wunsch nach einer Ignatiusbiographie aufsteigen, die der weltgeschichtlichen Bedeutung Loyolas genügt. Der Verfasser wäre der Berufenste für diese Großarbeit.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Zum Kampf geweiht. Vom Sinne der Firmung. Von *J. B. Umberg S. J.* Zweite, umgearbeitete Auflage. Kl. 8° (103). Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. Brosch. S 4.50.

Priestern, die Predigten, Glaubensstunden, Vorträge oder Katechesen über das Firmsakrament zu halten haben, ferner Erwachsenen, die die empfangene Firmgnade und den empfangenen Firmauftrag wieder in sich aufleben lassen wollen, wie auch Jugendlichen, die sich auf den Empfang dieses Sakramentes vorbereiten, sei diese Schrift empfohlen. Wegen ihrer klaren, übersichtlichen Disposition, wegen ihrer Gedankenfülle wie nicht zuletzt wegen ihrer starken biblischen Haltung wird diese Schrift vor allem dem Seelsorger willkommen sein. Für die Kinder ist das Büchlein wohl nicht gedacht.

Linz a. d. D. *Dr. E. Schwarzbauer.*

Aufbau im Widerstand. Ein Seelsorge-Bericht aus Österreich 1938 bis 1945. Von *Dr. Karl Rudolf.* 8° (453). Salzburg 1947, Otto Müller-Verlag. Gebd. S 37.—.

„Aufbau im Widerstand" betitelt der Leiter des Wiener Seelsorgeamtes, Domkapitular Dr. Karl Rudolf, seinen großangelegten Rechenschaftsbericht über die in den Jahren der nationalsozialisti-

schen Bedrückung in der Erzdiözese Wien geleistete seelsorgliche Aufbauarbeit. Die Zeit der Verfolgung hatte auch ihr Gutes. Die Seelsorge hat in diesen sieben Jahren auf vielen Gebieten Fortschritte gemacht, wie sie in geruhsamen Zeiten nicht denkbar gewesen wären. Die Not zwang vielfach zum Beschreiten ganz neuer Wege. Mag auch manche Neueinführung nur zeitbedingt gewesen sein, das meiste ist doch ein bleibender Gewinn.

Die äußeren Ereignisse werden nur kurz berührt, aber der Bericht bewußt in die gewaltigen geschichtlichen Zusammenhänge hineingestellt. Dr. Rudolf bewältigt in dem Buche eine kaum faßbare Menge von Tatsachenmaterial. Der überreiche Inhalt kann durch den Hinweis auf die einzelnen Kapitel nur kurz angedeutet werden: Grundlegung der Seelsorge in den neuen Gegebenheiten; Die Seelsorger und ihre Einsatzgebiete; Aktivierung der Laien; Aufbau der Kinder- und Jugendseelsorge; Familien-, Männer- und Frauenseelsorge, Dorfseelsorge; Höhere religiöse Bildungs- und Kulturarbeit; Schwierigkeiten und Gegenspieler — die Gestapo; Der Kardinal-Erzbischof; Das Seelsorge-Amt und seine Gefolgschaft; Die anderen Diözesanstellen; Der Wirkradius; Die Mängel und die Erfolge; Der geistige Gewinn; Anhang: Dokumente.

Das Werk ist zeit- und kirchengeschichtlich bedeutungsvoll und als ein wertvoller Beitrag zu einer längst fälligen Geschichte der Seelsorge zu werten. Bei aller Anerkennung wird man aber doch auch manche Vorbehalte machen müssen, so z. B. schon hinsichtlich des Untertitels (Ein Seelsorge-Bericht aus Österreich), der mißverständlich ist. In dem Werk ist nur von der Arbeit in der Erzdiözese Wien die Rede. Die anderen österreichischen Diözesen, in denen unter ähnlichen Schwierigkeiten in ähnlicher Weise gearbeitet wurde, kommen nicht zu Worte.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Katholische Beichte und Psychotherapie. Von *Privatdozent Dr. Josef Miller S. J.* 8° (32). Innsbruck—Wien 1947, Tyrolia-Verlag. Kart. S 3.60.

Vorliegende Abhandlung erscheint als Heft 7 der von dem bekannten Innsbrucker Universitätsprofessor Dr. Hubert Urban gegründeten und herausgegebenen Sammlung Medizin—Philosophie—Theologie. Der Verfasser behandelt zunächst die Beichte in theologischer Sicht, verweist dann auf den Wesensunterschied zur Psychotherapie, die psychotherapeutischen Momente in der Beichte, die psychotherapeutische Begrenztheit der Beichte und zieht schließlich Folgerungen für Beichtkind, Beichtvater und Arzt. In einer Zeit, wo so viel von „ärztlicher Seelsorge" die Rede ist und man auch außerhalb der Kirche für die psychologischen Heilkräfte des Bußsakramentes wieder Verständnis aufbringt, darf die Schrift eine besondere Aktualität beanspruchen.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Die Kunde vom Leben in Christus. Von *Leopold Prohaska.* 8° (270). Wien 1948, Verlag Herder. Gbd. S 28.40.

In einem dreimaligen Gang durch die Zeiten des Jahres wird im vorliegenden Buch die Kunde vom Leben gegeben. In den „Schichten des Lebens" typisiert der Verfasser das Leben der Pflanzen, der Tiere, des Menschen, des Göttlichen. Mit der Weihnachtsmette endet der erste Gang im Gedanken der Erlösung. Im zweiten Teil werden wir mit dem alles durchwaltenden Gesetz der

„Liebe" abermals durch die Schichten des Lebens geführt. Im Frühling wird die Befruchtung der Pflanzenwelt, im Sommer das Werden der Tierwelt, im Zeichen des Herbstes die Wesensart von Mann und Frau, ihr Reifen und ihre Begegnung gezeigt. Der Winter führt in das Lebensgeheimnis der Dreifaltigkeit, den Mitvollzug des Dreifaltigkeitsgeheimnisses in Ehe und Jungfräulichkeit. Der dritte Abschnitt „Von der Meisterung des Lebens" betrachtet das Menschenleben im Längsschnitt. Der Frühling zeigt das Kind nach Wesenheit und Aufgaben für den Erzieher. Im Zeichen des Sommers wird die Not des Heranreifenden und die Hilfe zur Entfaltung der männlichen und fraulichen Wertwelt sichtbar. Der Herbst des Lebens weist auf die Begegnung junger Menschen in Not und Hilfe hin. Christliches Führertum erhält hier seinen Platz. Im Gang durch den Winter zeichnet sich der eheliche und jungfräuliche Lebensstand in Not und Hilfe ab. Die Betrachtung geht in eine Wesenszeichnung der Kirche, der Glaubensnot, der Aufgaben in der Kirche, des Verhältnisses Kirche-Staat, Kirche-Menschheit über und klingt im Hinweis auf das Unbefleckte Herz Marias, das Heil der Welt, aus.

Das Lebensgeheimnis in Eros und Sexus — das Anliegen dieses Buches — ist hineingenommen in die Sphäre des Übernatürlichen. Das schafft eine überaus wohltuende Atmosphäre. Wohl war es nicht zu vermeiden, daß die Fülle des Stoffes sich manchmal nur gezwungen in den Rahmen fügte, daß Fragen oft mosaikartig nebeneinander erscheinen, daß manches Kapitel nur eine kurze Reflexion zur Überschrift wurde. Einige Druckfehler lassen sich als solche leicht erkennen. S. 18 soll es richtig heißen: aus *an*organischen Bausteinen. Die Darstellung ist bei aller Vielfalt der Komposition sorgfältig, der Ausdruck gewählt. In der Einschätzung und Wertung des Sexus und Eros, der sich oft geradezu mit der Mystik verbindet, wird das Buch besonders segensreich wirken.

Linz a. d. D. *Dr. Alois Gruber.*

Der rechte Augenblick. Erwägungen über die entscheidenden Zeiten im Bildungsvorgang. Von *Michael Pfliegler.* 4. unveränderte Auflage. 8° (102). Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 4.—.

Auf den rechten Augenblick kommt es überall an, vor allem auch in der Erziehung. Gerade hier kann sich ein Übersehen des rechten Augenblicks verhängnisvoll auswirken; es können Fehler gemacht werden, die sich nie mehr gutmachen lassen. Pfliegler stellt drei entscheidende Phasen des Jugendlebens fest: die frühe Kindheit, die Reifezeit und das Jungmannesalter. Es handelt sich um ein überaus wertvolles Büchlein für Seelsorger, Lehrer, Erzieher und Eltern. Wenn ein Wunsch geäußert werden darf, so wäre es der, daß die Ausführungen an manchen Stellen noch stärker auf die Geisteshaltung des jungen Menschen von Heute bezogen werden.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Die zehn Gebote bei Sonnenschein betrachtet. Von *Ada Koch.* 8° (76). Wien 1947, Verlag A. Sexl (I., Luegerring 6). Kart. S 6.—.

Eine eigenartige Plauderei über die zehn Sinai-Gebote überschriftet dieser mißverständliche Titel. Denn gemeint ist nicht der Schein der Sonne, sondern der bekannte Berliner Weltstadtapostel Dr. Carl Sonnenschein, in dessen Kreisen die Verfasserin verkehrte und Gottes Ordnungen und Ordnungsgesetze erstmalig erlebte und

begriff. Bei den ersten Geboten scheint uns die Verbindung mit Dr. Sonnenschein etwas gesucht und ohne inneren Bezug, besonders unter „zweitens". Bei den übrigen Geboten aber steht Leben und Glut dieses großen Liebenden wieder ganz ergreifend, leuchtend und verpflichtend vor uns. Vielleicht hätte aber dann gerade im letzten Beitrag „Das Jüngste Gericht" doch zum Ausdruck kommen müssen, daß zu einer Liebe, wie sie der Urteilsspruch Christi fordert, doch letztlich das Wissen um den Sinai nicht mehr ausreicht, sondern nur das Wissen um das Brudersein in ihm und noch mehr mit ihm. „Was dem Gesetze unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt ward, das hat Gott bewirkt. Er sandte seinen Sohn" (Röm 8, 3).

Linz a. d. D. *Dr. Ferdinand Klostermann.*

Des Christen Glaube und Wandel. Ein Buch für denkende Leute. Von *Lic. theol. Emil Kofler,* Religionslehrer. II. Band. 8° (292). Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. In Pappband mit Leinenrücken geb. S 11.10.

Die 50 Essays beleuchten aus der Gegenwart das imposante Gebäude der Tugenden. Die Erörterungen sind motivlich wie stilistisch auf namhafter Höhe. An vielen Stellen steigert sich die Darstellung bis zur fein geschliffenen Sentenz. Nach dem Buch greife, wer in „Glaube und Wandel" Vertiefung wünscht oder eine erste eingehende Orientierung braucht.

Linz a. d. D. *Rudolf Fattinger.*

Mystik als seelische Wirklichkeit. Eine Psychologie der Mystik. Von *P. Alois Mager O. S. B.* Gr. 8° (413). Graz-Salzburg 1947, Verlag A. Pustet. Gbd. S 40.—.

Wenn man von der „Schichtenlehre" moderner Psychologen zum vorliegenden Werk kommt, ist man über die auftauchenden Zusammenhänge nur erfreut. Nach Mager ist die Mystik eine außerordentliche Gnadenwirklichkeit auf der „Folie" der Geistseele. Die Stadien der mystischen Entwicklung sind nichts anderes als die sukzessive Überführung dieser Gnadenwirklichkeit in das seelische Bewußtsein. Näherhin ist Mystik die erfahrungsmäßige Gotteserkenntnis, die sich von der abstrakt-spekulativen der Dogmatik unterscheidet. Das führt Mager gegen die Theologen an, die Mystik zu einer Angelegenheit der Dogmatik machen wollen und in der psychologischen Behandlung des Stoffes ein Abgleiten in die „Erlebnistheologie" sehen. Die mystischen Phänomene bestehen in seelischen Vorgängen. So spricht der Verfasser von einer Psychologie der Mystik. Freilich liegen die Wirkursachen und Endursachen dieses Lebens jenseits des seelischen Bereiches. Damit ist die Zuständigkeit der Mystik zur Theologie gegeben.

Methodisch geht Mager so vor. Im ersten Buch: „Die spanische Mystik als Quelle einer Psychologie der Mystik" schafft er sich aus den Schriften der beiden Klassiker der spanischen Mystik, des hl. Johannes von Kreuz und der hl. Theresia von Avila, die notwendige Erfahrungsgrundlage für die Beweisführung. Im zweiten Buch: „Die Seele des Menschen als Träger des mystischen Lebens" untersucht er die aristotelisch-thomistische Psychologie nach ihrer Brauchbarkeit für die Erklärung der mystischen Vorgänge. Dabei nimmt er zu den alten psychologischen Erkenntnissen neue Forschungsergebnisse hinzu. Im dritten Buch: „Mystisches Leben als seelisches Geschehen" sichtet er das im ersten Buch gewonnene

Erfahrungsmaterial und zeichnet darnach das göttliche Geschehen in der Mystik auf der Folie der Geistseele ab. Diese ist klar von der Leibseele zu unterscheiden.

Jeder Mensch ist nach Mager zum mystischen Erleben berufen. Die Gnade ist schon Teilnahme am gottmenschlichen Leben Christi. Zwischen mystischem und nicht-mystischem Erleben ist von der Gnade her kein artmäßiger, sondern nur ein gradmäßiger Unterschied. Wohl aber besteht ein artmäßiger Unterschied der seelischen Tätigkeit nach. Und so ist Mystik die erhöhte Gnadenwirklichkeit im seelischen Bewußtsein des Menschen, eine Art Wiederherstellung eines paradiesischen Zustandes im Diesseits. Dem Verfasser sind Mystik und christliche Vollendung identisch (S. 75).

Mager spricht auch von einer sogenannten „natürlichen" Mystik (S. 212). Er führt an, daß der Mystik auch Mediales und Pathologisches beigemischt sein kann, daß die Grenzlinien zwischen Mystischem und Hysterischem oft schwer zu finden sind (S. 224 ff.). Man würde sich im Verhältnis zu der oft allzu breiten Ausführung einzelner Kapitel eine größere Klärung gerade dieser Fragen erwarten. Vielleicht hätte sich dies von selbst ergeben, wenn die Untersuchungsgrundlage des ersten Buches breiter genommen worden wäre, wenn Mager auch Beispiele der natürlichen Mystik aufgezeigt hätte.

Durch 30 Jahre hat sich Prof. Mager, der tiefe Kenner der Psychologie, mit mystischen Erlebnissen beschäftigt. Er hat auch dementsprechend mit diesem bedeutenden Werk viel Licht in ein großes Gebiet menschlichen Erlebens gebracht. Vielleicht wird die Betrachtung der mystischen Phänomene im Spiegel der modernen Psychologie noch manches Licht bringen. Es werden die großen Spannweiten menschlichen Erlebens nach dem Kosmischen einerseits und nach dem Göttlichen anderseits immer mehr aufleuchten. Für jeden Priester, der mit Seelenführung zu tun hat, ist dieses Werk eine Notwendigkeit.

Linz a. d. D. *Dr. Alois Gruber.*

Das Heiligste Herz Jesu im Schöpfungs- und Erlösungsplan. II. Bändchen der Herz-Jesu-Predigten von *Dominikus Dietrich,* Stadtpfarrer von Wilten. 8° (71). Innsbruck 1947, Felizian Rauch. S. 5.40.

Die höchste Liebe. III. Folge der Herz-Jesu-Predigten von *Dominikus Dietrich.* 8° (68). Innsbruck, Felizian Rauch. Brosch. S 7.50.

Die Predigten sind charakterisiert durch reiche Verwendung der Schrift, Einstellung auf die Gegenwart, Klarheit in Aufbau und Sprache, Überzeugungskraft bei gut gediehener Anschaulichkeit und Erfassung des Gemütes sowie durch Vermeidung aller süßlichen Gedanken und Töne. Der Verfasser versteht es auch, scheinbaren Kleinigkeiten der Heilsgeschichte große Gesichtspunkte abzugewinnen. Die Predigten verdienen ausgiebige Benützung nicht bloß wegen des an sich wichtigen seelsorglichen Stoffes, sondern auch wegen der vortrefflichen rhetorischen Darbietung.

Linz a. d. D. *Rudolf Fattinger.*

Geistige Strömungen der Gegenwart im Lichte des Katholizismus. Ein Jahrbuch der Wiener Katholischen Akademie. Herausgegeben von *Hochschulprofessor Dr. Josef Kisser.* 8° (307). Wien

1947, Verlag Herder. Hlwd. S 25.50. Auslandsausgabe auf holzfreiem Papier Sfr. 14.80.

Das vorliegende Jahrbuch der Wiener Katholischen Akademie bietet einen guten Einblick in die so reiche Problematik der Gegenwart. Folgende Fragen werden behandelt: Die Kirche von heute im Zeichen der Katholizität (Thauren), Rationalismus und Irrationalismus in der religiösen Sphäre (Mitzka), Der Arbeiter als Unternehmer (Strobl), Die philosophische Situation der Gegenwart (Gabriel), Der Wahrheitsbegriff der Existenzphilosophie (Ivanka), Zum Stande des Leib-Seele-Problems (Schöndorfer), Ursprung des Lebens (Kisser), Die Abstammungslehre (Schubert-Soldern), Zur Frage der „Ärztlichen Seelsorge" (Niedermeyer), Die pädagogische Situation der Gegenwart und der Katholizismus (Peter), Nation und Staat (Nowotny), Wege zur Entproletarisierung durch Eigentumsschaffung (Degenfeld-Schonburg), Das Arbeitsvertragsrecht nach neuer Auffassung (Kummer), Das großstädtische Siedlungsproblem (Mitterauer), Österreichisches Volkstum und österreichische Frömmigkeit (Jungwirth), An einen jungen Dichter (Henz), Katholizismus und Literaturwissenschaft (Suchy), Die Aufgabe der Kunst im geistigen Umbruch unserer Zeit (Pernter), Die katholische Kirchenmusik und die Gegenwart (Nowak). Die Vielfalt der behandelten modernen Fragen wie die Namen der Autoren sind die beste Empfehlung des Jahrbuches. Mögen viele nach ihm greifen!

Linz a. d. D. *Dr. E. Schwarzbauer.*

Zuchthaus. Erinnerungen eines Strafhausseelsorgers. Von *Leopold Arthofer.* 2. Aufl. 8° (198). Mit 29 Illustrationen. Linz 1947, Oberösterreichischer Landesverlag. S 15.—.

Wer neun Jahre aus unmittelbarster Nähe in die Untiefen menschlicher Leidenschaften und Verirrungen blicken mußte und überdies als Priester der verhängnisvollen Wechselbeziehung von Kulturverfall und Niederbruch der öffentlichen Sittlichkeit an den armen hievon betroffenen Opfern selbst nachspüren durfte, der konnte auch dieses Buch von nicht alltäglicher Art und Güte schreiben. Diese Erinnerungen eines Strafhausseelsorgers sind mehr als eine vernichtende Anklage der raffinierten Sittenverderbnis unserer Tage, mehr auch als eine bloße schonungslose Demaskierung der Wölfe im Schafspelz, in dem die Schundpresse und der oft nur auf die niedersten Instinkte abgetönte Film ihre ahnungslosen Opfer zu überfallen pflegen. „Zuchthaus" ist ein aus einem reicherfahrenen Priesterherzen kommender flammender Appell an die arglosen Eltern und Erzieher, aus sträflicher Lethargie zu erwachen und die ihrer Obhut Anvertrauten vor dem teuflischen Gift der Verführung rechtzeitig zu bewahren und zu schützen. In dieser positiv erzieherischen Grundhaltung sind die Erinnerungen eines Strafhausseelsorgers ein „Predigtbuch" von beachtlich psychologisch-pädagogischem Werte, das als geistiges Rüstzeug in die Bücherei aller Jugenderzieher gehört. Diese filmartigen Bilder, die Arthofer mit sicherer Hand hinwirft, packen sofort zufolge der prägnanten Sprache und der virtuos gehandhabten Schwarzweiß-Manier, um mich eines maltechnischen Ausdruckes zu bedienen. Mit einer geschickten Verteilung von Licht und Schatten erzielt der Verfasser Effekte voll dramatischer Spannungen. Jedes der 32 Kapitel ist ein psychologisch fein empfundenes und sprachlich ausgefeiltes Prachtstück. Wenn ein Wunsch für die nächsten sicher zu erwartenden Neuauflagen offen bleibt, dann betrifft er das Ge-

wand, die äußere Aufmachung, die durch das wenig glückliche Format und die ganz überflüssige Illustrierung einen allzu schlichten, fast kalendermäßigen Anstrich erhielt. Wir hoffen, daß die fortschreitende Erholung des Papiermarktes auch für Arthofer ein „Sonntagskleid" übrig hat.

Linz a. d. D. *Josef Fattinger.*

Erlöste Menschlichkeit. Die Frucht aus dem Geiste. Von *Marianus Vetter O. P.* 8° (129). Wien 1947, Verlag Herder. Gbd. S 12.60.

Es ist die Sehnsucht unserer Zeitenstunde, daß die Erde ein neues Gesicht bekomme (S. 5). Das ist Sinn und Inhalt dieses geist- und seelenvollen Büchleins. Aus jedem Wort erspürt man die Liebe zu Gott und zu den Menschen.

Der Verfasser baut in jedem der neun Kapitel, die der Einleitung folgen, die Brücke zwischen Gott und der Welt, zwischen dem Erlöser und den Erlösten, die — ach — so wenig um ihre Erlösung wissen. Im Hochmut der Gottesferne spielen sie immer wieder Turmbau von Babel (S. 5). Und es wäre ihnen doch eine Fülle des Reichtums gegeben. Die ersten Worte des Buches sind in aller Dunkelheit und Not Trost und Aufruf: „Immer wenn die Menschen ihre Erde zum Trümmerfeld gemacht haben, schenkt die Erbarmung Gottes Zeit und Möglichkeit zum neuen Aufbau." Bauen wir im Heiligen Geiste!

Linz a. d. D. *M. Günthersberger.*

C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz.

„Ich möcht ein Kränzlein tragen . . ." Ein Wort von Lebensbewahrung und Lebenserfüllung. Von *P. Igo Mayr S. J.* Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. S 1.80.

Hat das jungfräuliche Leben noch Sinn und Wert in unserer Zeit? Darauf gibt dieses Büchlein jedem bildsamen Mädchen eine treffliche Antwort. Schlicht und klar legt es den Wert der Jungfräulichkeit in seiner natürlichen und übernatürlichen Größe dar: Als kostbare Lebensbehauptung, zumal für die spätere Ehe, als beglückende Lebenserfüllung für alle, die ihr Frauentum nicht in der leiblichen Mutterschaft, sondern im Dienst der überall Liebe und Leben spendenden Mütterlichkeit bewähren, und schließlich als heilige Lebensweihe für alle, die das Mysterium der Jungfräulichkeit um des Himmelreiches willen zu erfassen vermögen. Hier wird kein süßer Lilienduft geboten, sondern ein taufrischer Kranz voll sprossenden, blühenden Lebens. Darum wird dieses schlichte Wort in jedem Mädchen einen mächtigen Eindruck zurücklassen, der in der Vielfalt der oberflächlichen Einflüsse, die das Mädchen von heute überall umgeben, so nötig ist.

Das Gebot der Stunde. Von *P. Friedrich Schwendimann S. J.* Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. S 1.20.

Gebetsapostolat, tägliches Rosenkranzgesetzchen, monatliche Sühnekommunion — wer würde heute eine Werbeschrift für diese bewährten Programme lesen? Und doch, hier ist *die* Werbeschrift für das Gebetsapostolat! Der Ausweg aus dem Chaos der Gegen-

wart ist das Gebet und der gottgewollte Zusammenschluß der Betenden im Gebetsapostolat. Mit zwingender Kraft steht diese Tatsache schließlich vor dem Leser, der mit keinem anderen Mittel machtvoller für dieses große Werk begeistert werden könnte.

Held und Heiliger vor der Not. Der hl. Kamillus von Lellis. Von *P. Dr. Robert Svoboda.* Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.—.

Was hat das Leben eines Heiligen, der vor Jahrhunderten in den Siechenhäusern Roms gewirkt und namenlose Not gelindert hat, uns Menschen von heute zu sagen? Nichts Geringes, denn die Not steht heute mitten unter uns und ruft nach Christen, nach Heiligen, die gleich ihm dienen und helfen. So trägt dieser Heilige Charakterzüge, die dem modernen Christen eingeprägt zu werden verdienen. Darum ist dieses Büchlein mehr als eine flüssig geschriebene Heiligenbiographie, es ist ein machtvoller Ruf an alle, die Not zu sehen und zu lindern.

Hier ist deine Gemeinde. 25 Kapitel über katholische Pfarrgemeinschaft. Von *P. Dr. Robert Svoboda. O. S. C.* Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

„In deine Pfarrgemeinschaft gehörst du hinein!" hat Dr. C. Sonnenschein schon vor Jahren gerufen. Stärker denn je werden wir uns heute dieser Pflicht bewußt und immer klarer erkennen wir nach den Zersplitterungen der Vergangenheit diese Forderung. Die vorliegenden 25 Kapitel über katholische Pfarrgemeinschaft werden unserer Seelsorge ein wertvolles Mittel sein, mannigfaltige Kräfte in der Pfarrgemeinschaft zu wecken und das Familienbewußtsein zu stärken.

Francisco de Xavier. Von *P. Joseph Sint S. J.* Wien, Verlag Herder. S —.60.

Nach einem kurzen Aufriß des Lebens dieses großen Missionars bringt der Verfasser eine Auswahl aus den Briefen, die die Größe Franciscos am deutlichsten offenbaren: seine tiefe Verbundenheit mit den fernen Brüdern in der „Kompanie Jesu", sein glühendes Sendungsbewußtsein und seine alles überwindende Heiligkeit. Die Kleinschrift bringt nur ein paar kurze Stellen aus den vielen Briefen dieses Großen; aber die natürliche Unmittelbarkeit und die gute Auswahl vermitteln dem Leser ein eindruckvolleres Bild als manche Biographie, in der viele Äußerlichkeiten den inneren Glanz verdunkeln.

Neun Siege. Von *Heinrich Muigg.* Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Ein Büchlein für unsere Jugend! Hier schreibt einer, der das Erzählen kann, plastisch und anschaulich, wie die Jugend denkt, aufrichtig und ungestüm, wie die Jugend fühlt. Kaum eine andere Schrift wird den Gedanken der neun Herz-Jesu-Freitage so lebendig in junge Herzen pflanzen wie diese quellfrische Erzählung.

Warum ich die Kirche liebe. Von *Franz Maria Kapfhammer.* Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S —.90.

Warum ich die Kirche liebe? Das ist keine Frage an den Verstand, sondern an das Herz. Darum antwortet dieses Büchlein nicht mit nüchternen Beweisen eines Gelehrten, sondern mit dem begeisterten Zeugnis eines Liebenden, der nicht rechthaben will, son-

dern nur liebhaben, der nicht überreden will, sondern mit vollem Herzen bezeugt, wie er die Kirche liebend erkennt.

Die christliche Ehefrau. Von *P. Karl Egger S. J.* Höchst, Vorarlberg, Seeverlag H. Schneider. S 1.50.

Aus jeder Seite dieser Kleinschrift spüren wir den erfahrenen Volksmissionär, der die breiten Schichten des Volkes kennt und seine Erfahrungen wohl zu verwerten versteht. Gehaltvoll und klar spricht er zur christlichen Hausfrau über alle Fragen, die sie bewegen und deren Ausrichtung nach christlichen Grundsätzen für unser Volk so unendlich wertvoll ist.

D) Zeitschriften

An dieser Stelle werden jährlich einmal jene Zeitschriften angezeigt, die von den Verlegern oder Herausgebern regelmäßig das ganze Jahr hindurch an die Redaktion eingesandt werden.

Antonianum. Periodicum philosophico-theologicum trimestre. Editum cura Professorum Athenaei Antoniani de Urbe. Roma (24), Via Merulana 124, Italia.

Biblica. Commentarii editi cura Pontificii Instituti Biblici. Pubblicazione trimestrale. Roma 2/4, Piazza Pilotta 35.

Der Seelsorger. Monatsschrift für alle Bereiche priesterlicher Reich-Gottes-Arbeit. Verlag Herder, Wien.

Die frohe Botschaft. Zeitschrift für homiletische Wissenschaft und Praxis. Erscheint monatlich. Verlag „Die frohe Botschaft", Wien XIX/117, Kreindlgasse 12.

Dokumente. Internationale Beiträge zu kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen Fragen. Veröffentlicht von der Studienstelle Offenburg in Baden. Vertretung in Österreich: Dokumente-Verlag, Wien III, Lothringerstraße 20. Jährlich 12 Hefte.

Klerus-Blatt. Vormals Katholische Kirchenzeitung. Salzburg, Linzer Gasse 29. Erscheint jeden zweiten Samstag.

Lebe mit der Kirche. Blätter für volksliturgisches Apostolat. Volksliturgischer Verlag, Wien I, Zedlitzgasse 3. Erscheint monatlich.

Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. Nouvelle Revue de science missionaire. Seminar Schöneck/Beckenried (Nidw.), Schweiz. Erscheint viermal jährlich.

Revue Diocésaine de Namur. Périodique paraissant tous les deux mois. Gembloux, J. Duculot. Belgique.

Theological Studies. A quarterly review. Woodstock, Maryland, U. S. A.

Trierer Theologische Zeitschrift. Neue Folge des Pastor bonus. Paulinus-Verlag, Trier. Jährlich 12 Hefte.

Wort und Wahrheit. Monatsschrift für Religion und Kultur. Verlag Herder, Wien.

Zeitschrift für katholische Theologie. Erscheint viermal im Jahre. Verlag Herder, Wien.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Okt. 1945 des I. S. B. - Papierzuweisung: 403/48/1/139 (Textpapier).

KUNSTANSTALT

für

kirchliche Metallgeräte

Wilhelm Stiebler

Linz an der Donau

Herrenstraße 40

ERZEUGUNG
UND RENOVIERUNG
VON
KIRCHLICHEN METALLGERÄTEN
AUS EDLEN UND UNEDLEN
METALLEN

Bezugsbedingungen

Der **Bezugspreis** für den Jahrgang 96/1948 beträgt S 18.—. Die Quartalschrift kann auch im Wege des **Buchhandels** bezogen werden, doch sind dann allfällige Reklamationen nicht an unsere Administration, sondern an die betreffende Buchhandlung zu richten.

Das **Abonnement gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis 1. Dezember die Abbestellung erfolgt ist.** Bei Bestellungen während des Kalenderjahres werden die bereits erschienenen Quartalhefte nachgeliefert.

Bestelladresse

Oberösterreichischer Landesverlag

Ges. m. b. H., **Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).**

O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz,

Landstraße 41

Bereits erschienen:

RUDOLF HAUSLEITHNER

Gestalt und Gehalt der wahren Gesellschaft

Ernste Mahnworte zur sozialen Frage
15 × 21 cm, 132 Seiten, brosch. S 6.—

LEOPOLD ARTHOFER

ZUCHTHAUS

Erinnerungen eines Strafhausseelsorgers.
Zweite, erweiterte, illustrierte Auflage, Großoktav,
197 Seiten, brosch. S 15.—.

Demnächst erscheinen:

KARL FRUHSTORFER

Die Wunder des Propheten Eliseus

ALOIS WIESINGER

DER OPERISMUS

Eine Darlegung der Grundsätze des Christentums zur Lösung der sozialen Frage

Bezug durch jede Buchhandlung

Druck: Oberösterreichischer Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz.
Papierzuweisung: 401/47/7/11 (Umschlag).